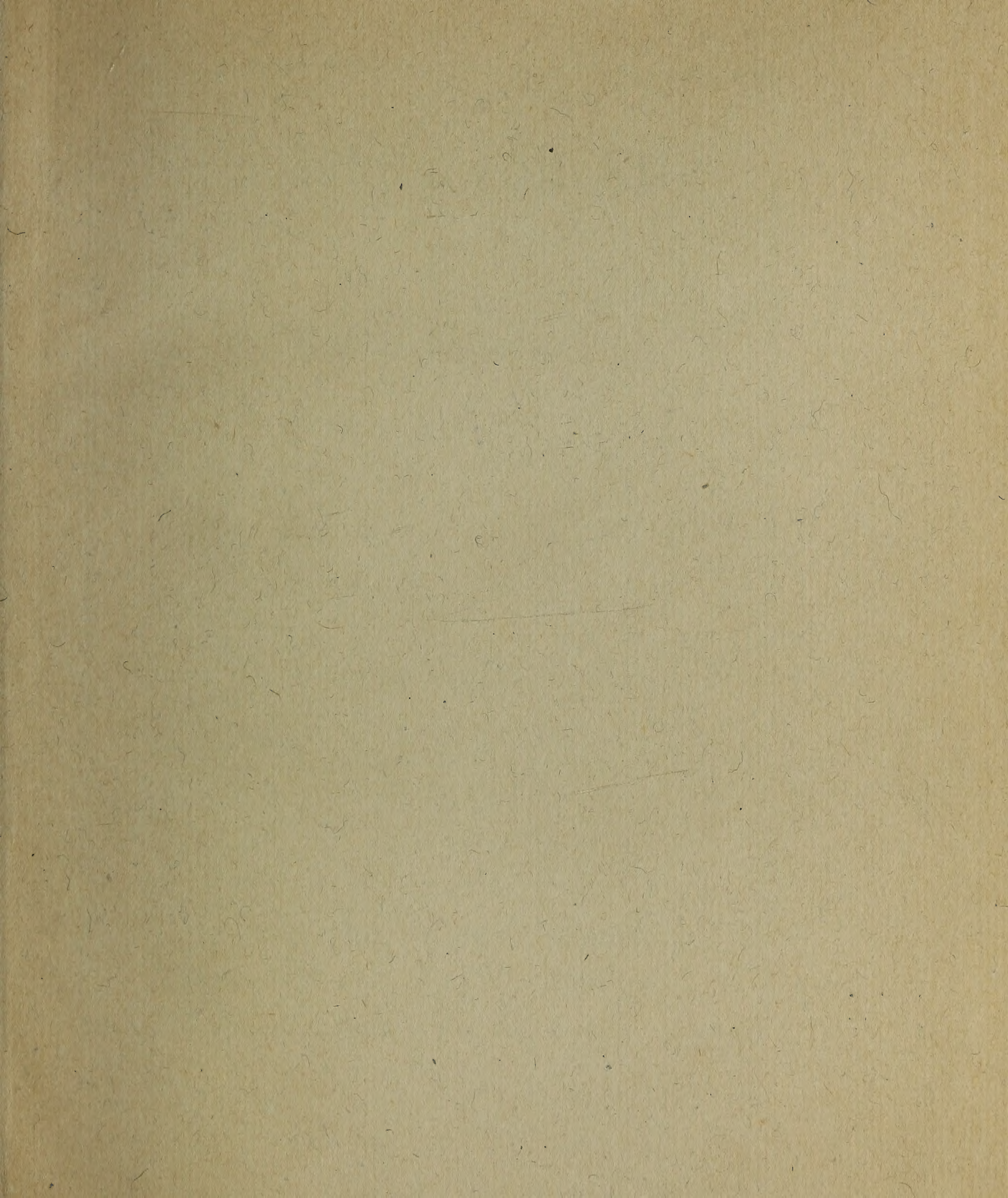
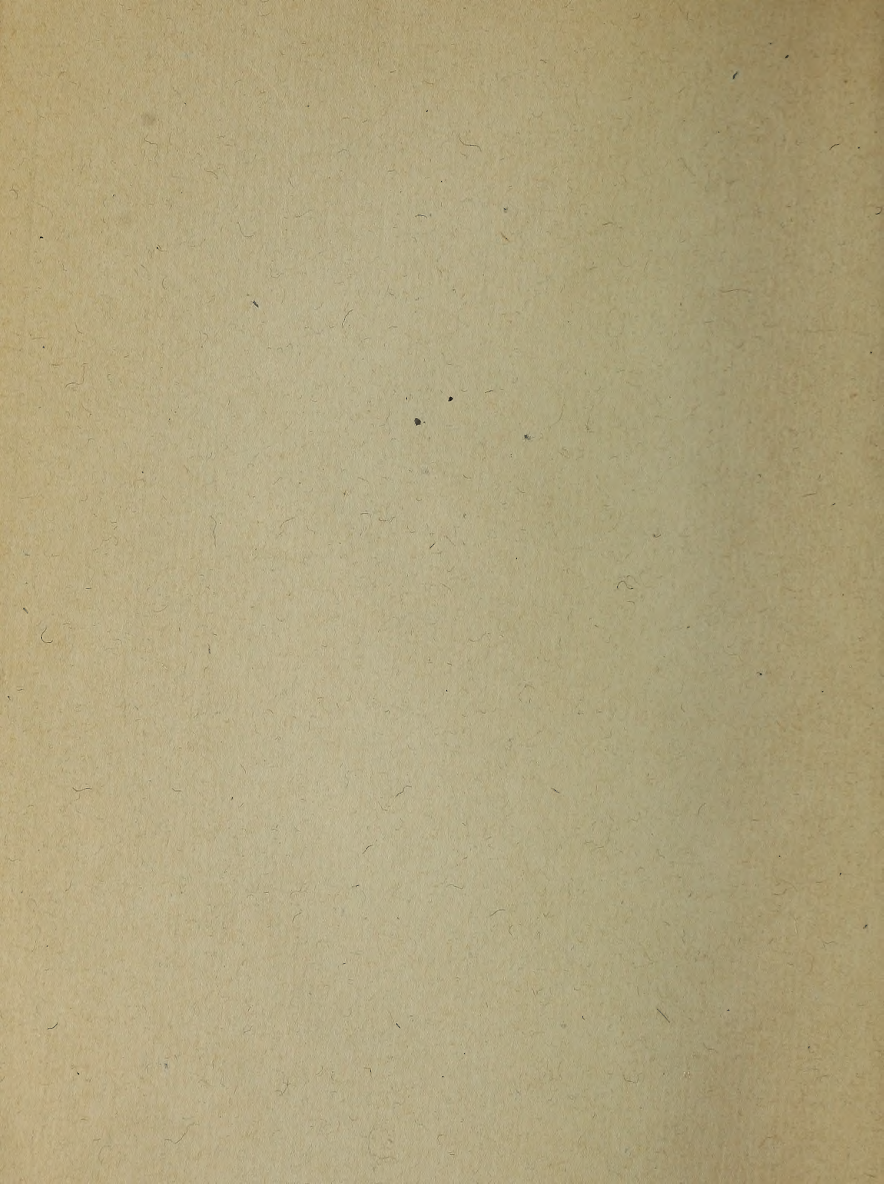



UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO





Franziskus von Assisi

Von

Robert Saitschick

Dritte Auflage

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1918

Von diesem Buche sind auch Exemplare in Halbpergament gebunden zum Preise von 6 Mark zu haben

Vorwort zur dritten Auflage

Dieſer Auflage mögen ein paar Geleitworte gegeben werden: die vorliegende Darſtellung will mehr und weniger als ein neues Buch über Franziskus von Aſſiſi ſein. Wiewohl ſie ſich auf der ganzen einſchlägigen Forſchung erhebt, durfte ſie doch von vielen Einzelheiten abſehen, um ſich nicht mit überflüſſigem Stoff zu belaſten. Auch Anmerkungen und kritiſche Erörterungen hätten ihr ein unſchönes Ausſehen gegeben. Wendet ſie ſich doch an ſolche, die der Schriftgelehrſamkeit nicht bedürfen oder ihrer müde geworden ſind, und denen die Lebensquellen mehr ſagen als die ‚Quellen'. Kürze war auch das innerſte Gebot einer zuſammenfaſſenden Schilderung, die nicht von vorgefaßten Meinungen ausging oder irgend eine Tendenz verfolgte. Hinzugefügt ſei noch, daß dieſe Schilderung viele Jahre vor dem Ausbruche des Weltkrieges verfaßt, wenn auch erſt jetzt veröffentlicht worden iſt.

Solln bei München, Februar 1918.

1.

Bei Franziskus wirkt das Beiſpiel in lebendiger Unmittelbarkeit und Freiheit: keine Scheidewand ſchwer zu erfaſſender Lehren trennt ihn von uns. In ſeinen Worten, in ſeinem ganzen Verhalten liegt das teilnahmsvolle Verſtändnis für die menſchlichen Gebrechen und Kämpfe, für das Erbteil der menſchlichen Natur. Daher wohnt auch ſeiner Erſcheinung nicht nur eine läuternde, ſondern auch eine tröſtende Kraft inne: *Sanctus inter sanctos, inter peccatores quasi unus ex illis* – unter Heiligen ein Heiliger, unter Sündern wie einer ihresgleichen. Er ſchritt durch das Leben, ohne von der unteren Sphäre berührt zu werden, und doch kannte er die Wirklichkeit aus unmittelbarer Erfahrung. Gerade weil er Freude und Leid des Daſeins innerlich durchgekämpft hat in unüberwindlichem Streben nach geiſtiger Höhe, gerade weil er nichts Weltfremdes, Gezwungenes und Starres hat, geht von ihm eine hinreißende Wirkung aus auf alle, denen die reine Stimme des Geiſtes vernehmlich iſt, und die ſich nach einer geiſtigen Heimat ſehnen. Auch der Geiſt kann ja ſo manches von den irdiſchen Gegenſätzen ſogar auf die von ihm erklommene Höhe mitnehmen. Bei Franzis-

kus ist die Reinheit des Geistes durch nichts getrübt: durch alle Verschiedenheiten der Menschen sieht er nur das, was sie miteinander verbindet. Er weckt die Menschen aus ihrer Dumpfheit und ruft sie, ihre höhere Bestimmung zu erfüllen.

Die Selbstüberwindung des Heiligen kommt aus einer Welt, die sich mit Begriffen nicht erfassen läßt. Auch der geniale Kunstschöpfer fühlt das Widerspruchsvolle des menschlichen Lebens tief, aber er hat nur die Gabe, aus den Gegensätzen der Lebenswirklichkeit und aus eigenen inneren Erfahrungen heraus seelische Zustände mitzuerleben und von neuem zu erschaffen; das Selbst, das im Zustande des Schaffens sich vermannigfaltigen und hinter die Gestalten sich fast ganz verbergen konnte, war keineswegs überwunden: sobald die gesteigerte Erfahrung vorüber ist, kommt der frühere Mensch wieder zum Vorschein mit allen seinen Schwächen, Schranken und Gebundenheiten. Ganz anders ist der Seelenzustand bei Franziskus: er hat in der Steigerung bis zu jener Höhe, wo der Geist ein selbständiges Dasein zu führen anfängt, Folgerichtigkeit und Dauer. Und so schaut Franziskus auf die zurückgelegten Stufen als auf etwas herab, das ihn persönlich nichts mehr angeht. Da er den Gebrechen und Irrtümern der menschlichen Natur entrückt ist und sie doch genau

kennt, ſo betrachtet er ſie in aller Einfachheit und Klarheit. Zwiſchen Erkenntnis und Tat, zwiſchen Wort und Wirkung kann ſich bei ihm nichts Trennendes einſtellen. Mit ſeinem Reden und Schweigen berührt er das Verborgenſte, und die ſcheinbar gewöhnlichen Worte aus ſeinem Munde ſind wie Gleichniſſe, die das Dunkel innerer Geheimniſſe aufhellen und in wohltuender Weiſe das Verwickelte entwirren. Es liegt in ihnen die wunderbare Kraft, etwas von ihrer Einfachheit auf uns zu übertragen.

2.

Der Heilige kommt zwar begnadet auf die Welt, aber bevor er die geiſtige Höhe erreicht, muß er manchen innern Kampf ausfechten, manche innere Kriſe durchmachen. Er wächſt mit ſeinen ſeeliſchen Kämpfen; die Selbſterkenntnis, die er dadurch gewinnt, gibt ihm blitzartige Einſichten in das Weſen der Welt. Er kann zwar eine Zeitlang wieder in die frühern mittleren Seelenzuſtände zurückfallen, aber das, was er in den erhöhten Augenblicken geſchaut hat, kann er nie mehr vergeſſen: er weiß, daß eine geheimnisvolle Stimme ihn in eine Welt ruft, die nicht von dieſer iſt. Der Unterſchied zwiſchen der göttlichen Stimme und all dem, was irdiſch iſt, hat für ihn nichts von

1*

einem Begriff des Denkens, ſondern wirkt in ihm als deutlichſte Erfahrung.

Franziskus hatte in ſeinem Charakter manche Regungen, die zu überwinden ihm deſto ſchwerer fallen mußte, als ſie mit ſeinem künſtleriſchen Temperament aufs engſte verquickt waren. Es waren keine groben Lockungen, denen er in der Jugend zugänglich war. Aber gerade deshalb ſtanden ſie anfangs als ſchwere Hinderniſſe ſeinem Drange nach Selbſtvervollkommnung entgegen: hatten ſie doch ihre Wurzel in ſeiner Einbildungskraft, in ſeiner Fähigkeit, Phantaſie und Wirklichkeit ineinander zu weben. Er hüllte damals die Lebenswirklichkeit in einen berückenden Farbenglanz und ſah die Welt und die Menſchen wie durch einen feinen Schleier von Eindrücken. Glanz und Pracht zogen ihn in ſeiner Jugend an, weil er ihnen aus ſeinem eigenen Innern das lieh, was ſie in Wirklichkeit nicht haben. Eine Atmoſphäre von Schönheit und heiterer Sorgloſigkeit umgab ihn, und er ging darin eine Zeitlang mit der Unmittelbarkeit der Künſtlernatur auf: er fühlte eine geſteigerte Freude an den Kleinigkeiten des Lebens, an dem Umgange mit fröhlichen Gefährten, an Unterhaltungen und Gelagen, an Muſik und Tanz, an dem poetiſchen Minnedienſte der Troubadours. Er kleidete ſich mit ausgeſuchtem Geſchmack,

liebte den Luxus bis zur Verſchwendung und hatte eine gewiſſe Verachtung für das Geld, das er ſchon damals nicht nur für Gelage, ſondern auch an Bedürftige weggab. Selbſt in ſeiner Lebensluſt zeigte ſich noch die ihm angeborene edle Geſinnung. Seine Gefährten hingen an ihm und ließen ſich gern von ihm leiten in den fröhlichen Zuſammenkünften der jungen Leute aus den beſten Familien von Aſſiſi. Seine Führerrolle faßte er mit kindlichem Ernſt auf, der von Schwärmerei nicht frei war. Der Einfluß der Poeſie der Troubadours und der Anſchauungen des Rittertums machte ſich in ſeiner Lebensweiſe und Denkart geltend; in ſeiner Kleidung, worin er der Seide den Vorzug vor jedem andern Stoffe gab, ſuchte er in auffälliger Weiſe die reichen Ritter nachzuahmen. Oft durchzog er mit ſeinen Gefährten die Straßen von Aſſiſi, ſingend und in ausgelaſſener Fröhlichkeit. Er übte eine anziehende Wirkung aus durch die Miſchung von Natürlichkeit und Schwärmerei, durch ſein angeborenes Wohlwollen, durch ſeine Leutſeligkeit und Herzenshöflichkeit.

Dieſe Eigenſchaften ſcheint er zum Teil von ſeiner Mutter geerbt zu haben, die, von adeliger Herkunft, auch in ihrem Charakter von edler Geſinnung war. Anders der Vater: Pietro, der Sohn Bernardones, war eine berechnende Natur; aus einer reichen Weber-

familie in Lucca ſtammend, war er ganz Kaufmann, der durch ſeinen Reichtum zu den angeſehenſten Bürgern von Aſſiſi gehörte. Er kannte keine andern Intereſſen als die Mehrung ſeines Vermögens. Die Art, wie ſein Sohn auftrat, und die Zuneigung, deren er ſich bei der adeligen Jugend erfreute, mögen ihm insgeheim geſchmeichelt haben: war doch ſein Sohn, den er aus Liebe zu Frankreich, wo er ſich öfter ſeiner Geſchäfte halber aufhielt, aus Giovanni in Francesco umgetauft hatte, trotz aller Verſchwendung verſtändig im Geſchäft, weshalb er auch alle ſeine Hoffnungen auf ihn ſetzte. Pietro ſcheint auf ſeine Weiſe ſeinen Sohn geliebt zu haben. Aber gemäß Pietros Charakter konnte dieſe Liebe kein reines und echtes Gefühl ſein, wenn er ihn auch mehr als die andern Kinder geliebt haben mag. Die Seele ſeines Sohnes blieb ihm ganz verſchloſſen: er ſtand einer ihm fremden Welt gegenüber.

In Francesco bereiteten ſich unberechenbare Erfahrungen vor. Seine tiefe Empfindungsweiſe harrte nur der Anregung, um die Richtung zur Höhe zu nehmen. Was in ſeinem Innerſten ſchlummerte, mußten die äußeren Verhältniſſe früher oder ſpäter zum Keimen bringen: er brauchte nur über das, was er um ſich ſah, nachdenklicher zu werden, und der farbige Schein

ſeiner Einbildung, durch den er bisher die Welt geſchaut hatte, mußte verſchwinden und das Leben ihm den weſentlichen Gehalt zeigen. Die Kämpfe, die um ihn her zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen und zwiſchen dem reichen Bürgertum und den niedern Klaſſen tobten, mögen ihn zum Nachdenken geweckt haben: allmählich begann er über den in der menſchlichen Natur ſelbſt begründeten Streit nachzuſinnen. Als der Zwanzigjährige an dem Kriege zwiſchen Aſſiſi und Perugia teilgenommen hatte, wozu die Veranlaſſung der Kampf zwiſchen den obern und den untern Klaſſen ſeiner Vaterſtadt geweſen war, wurde er als Gefangener nach Perugia geführt und dort in Haft behalten. Damals nahm er das Leben noch naiv: in der Gefangenſchaft verließ ihn keinen Augenblick ſeine Heiterkeit, und er ſuchte ſeine Gefährten auf alle Weiſe zu ermutigen. Aber das Jahr, das er in Haft zugebracht hatte, ging an ihm nicht ſpurlos vorüber: ſein ritterlicher Sinn ſcheint hier ſeinen Höhepunkt erreicht zu haben; er träumte von einer heldenhaften Zukunft, von ruhmvollen Taten. Es war der Ausdruck ſeines Dranges nach dem Ungewöhnlichen, ſeines geſteigerten Gefühls, das ſich mit der Proſa der Wirklichkeit niemals zufrieden geben konnte. Eine angeſammelte innere Kraft ſprach aus ihm, die ſich einſtweilen eine

traumhafte Welt erſchuf. Aber ſchon damals mag er in einzelnen Augenblicken über das menſchliche Leben tiefer nachgedacht haben, als es nach außen ſcheinen konnte.

Als er in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, ſetzte er ſeine frühere Lebensweiſe fort; alles war noch wie vordem: das glänzende Auftreten, die überſprudelnde Heiterkeit, die naive Lebensluſt. Die Krankheit, die ihn bald befiel, war die erſte Kriſe in ſeinem innern Leben: er begann tiefer über ſich ſelbſt und die Welt nachzuſinnen. Seine bisherige Lebensfreudigkeit war ſchon erſchüttert; die Natur hörte auf, unmittelbar auf ihn zu wirken. Sein Inneres verlangte ſchon nach geiſtigeren Wirkungen und nach einem tieferen Ausdruck. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Seele, worauf dann ein Schlummer folgte. Dann träumte er wieder von weltlichem Ruhme, von Ritterfahrten und Heldentaten. Nach wie vor war ſein äußeres Auftreten das der adeligen jungen Männer ſeiner Zeit, nur war bei ihm die ritterliche Geſinnung geſteigert, die noch immer ihren rechten Weg nicht fand. Wenn er über den kriegeriſchen Beruf nachdachte, zu dem er ſich hingezogen fühlte, ſo war es ein verlockender Traum, worin er ſich und die Welt wie verklärt ſah: er ſchaute ſich von allen Attributen der Ritterlichkeit,

von allerlei Waffen umgeben, als wenn ſie lebendig geweſen wären, und er ſich mit ihnen hätte unterhalten können. Es war ein unwiderſtehliches Verlangen nach einer Betätigung im Dienſte eines höhern Zieles, wiewohl er noch gar keine Klarheit hatte über die Art, wie er ſich betätigen ſollte. Um an den Kämpfen ſeiner Zeit teilzunehmen, gedachte er nach dem Süden zu ziehen in die Reihen des Heeres, das unter der Führung des Feldherrn de Brienne für Innocenz III. kämpfte. Nicht als wenn er durch eine politiſche Überzeugung dazu geleitet worden wäre; was dabei den Ausſchlag gab, war nur der ritterliche Ruf des Heerführers. In der Wahl der Rüſtung machte ſich bei Francesco ſein ausgeprägtes Schönheitsgefühl geltend. Er wollte auch hier keinem Ritter nachſtehen und mit einem Glanz auftreten, als wenn er der Sohn eines Fürſten wäre: hatte er doch oft das Gefühl, er ſei kein gewöhnlicher Bürgersſohn, er ſei für etwas Großes beſtimmt. Seine prachtvolle Rüſtung, ſein Traum von einer ruhmvollen Zukunft mußte unter ſeinen Gefährten Bewunderung hervorrufen. Sie waren überzeugt, daß er das, was er ſich einmal vornehme, auch ausführen würde. Aber ſchon unterwegs erwachte in ihm das Gefühl, daß ſein Beruf anderswo liege, und daß er für andere Kämpfe beſtimmt ſei, die mit ganz andern

Waffen zu führen wären. Aufs deutlichſte ſah er jetzt, daß ſein Leben eine ganz andere Richtung nehmen müſſe, wenn er auch über die Richtung ſelbſt ſich noch immer keine Klarheit verſchaffen konnte.

Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt wurde er ſehr nachdenklich: allen Zerſtreuungen der Geſelligkeit hielt er ſich fern und ſuchte die Einſamkeit auf. Wenn er auch hie und da mit ſeinen früheren Gefährten zuſammenkam, ſo merkte man ihm doch an, daß er keine innere Teilnahme mehr an ihren Zuſammenkünften hatte: er konnte plötzlich ſich entfernen, ohne ein Wort zu ſagen, oder er war in ſich verſunken und achtete nicht auf ihre Gegenwart. Für ſeine Gefährten ſtand es feſt, Francesco ſei von einem ernſten Liebesgefühl heimgeſucht, dem er ſchwermütig nachhange, denn anders konnten ſie ſich den unvorhergeſehenen Übergang von ſeiner früheren Fröhlichkeit und unverſiegbaren Lebensluſt zu dem tiefen Ernſt ſeiner jetzigen Stimmung gar nicht erklären. Bisweilen zogen ſie ihn in jugendlichem Übermut auf und ſprachen zu ihm von ſeiner Geliebten, die er wohl bald heimführen würde. Seine unbefangene Antwort, es ſei kein irdiſcher Gegenſtand, dem er ſeine Liebe zugewendet habe, muß freilich ſeine Gefährten nur zum Lachen gebracht haben.

3.

Sein Seelenzustand kam jetzt ihm selbst als ein rätselhafter vor: er fühlte, wie etwas in ihm vorging, das er mit keinen Worten bezeichnen konnte und das auch niemand verstehen würde. Wem hätte er sich auch anvertrauen sollen? Er fühlte sich vereinsamt und ahnte zugleich, daß seine Einsamkeit immer mehr zunehmen würde. Konnte ihn denn der Gefährte, dem er sich anzuvertrauen suchte, wirklich verstehen? Wie mag sich Franziskus, bei seiner Offenheit und Mitteilsamkeit, damals danach gesehnt haben, jemand die heftigen Stürme seines Herzens zu offenbaren! Oft muß es ihm zumute gewesen sein, als wenn er von drohenden Gefahren umgeben wäre, in denen er umkommen müsse, wenn sich nicht eine Rettung von oben zeigte. Jetzt erst erfuhr er, was das wahre Gebet sei: rief er doch die Erleuchtung von oben an und flehte um Klarheit, um die Kraft, aus seinem ihm unbegreiflichen Seelenzustande herauszukommen. Wie tief seine Seelenstürme ihn aufgerüttelt hatten, das zeigte sich nach außen in seinen veränderten Gesichtszügen, die das Gepräge großen Leidens und innerer Zerwühlung trugen. Über die geheimnisvollen Vorgänge in seinem Innern konnte er sich immer noch keine Rechenschaft geben. Er wußte nur, daß alles, was früher den In-

halt ſeines Lebens bildete, dahin geſchwunden war, daß er nicht ſo weiter leben könne, daß die Sehnſucht nach dem Höchſten, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, ihn auf irgendeinen feſten Boden hinführen müſſe, wenn er nicht an den drohenden Klippen ſeines ſtürmiſchen Innern zerſchellen ſollte. Er wußte nur, daß zwiſchen ihm und der Welt ſich eine Kluft öffnete, und daß er doch nicht in ſeiner quälenden Vereinſamung verharren dürfe.

Die ſcharfe Selbſtprüfung brachte ihm die Nichtigkeit alles deſſen zum Bewußtſein, was für die andern ihr eigentlicher Lebensinhalt iſt. Mit der Selbſtverachtung, die unzertrennlich iſt von jeder tiefen Selbſtprüfung, kam in ihm auch das Verlangen nach Selbſtüberwindung auf; bei aller Heftigkeit des inneren Leidens, fühlte er doch zugleich, wie ſeine Willenskraft immer geſteigerter und geſpannter wurde. Nach und nach wurde er gewahr, daß ſein Inneres einen unerſchütterlichen Mittelpunkt hatte, wenn dieſer auch zeitweiſe unter den heranſtürmenden Wogen ganz vernichtet zu ſein ſchien. Seine leidensvolle Sehnſucht nach innerer Sicherheit führte ihn bald zu einer gewiſſen Feſtigkeit, aber auch dieſe zeigte ſich nicht auf einmal in ſeiner Seele: auf die Tage, da er dem Hafen der Sicherheit und des Friedens ganz nahe zu ſein glaubte, müſſen

Tage gefolgt ſein, wo es wieder dunkel um ihn wurde, und er von neuem um Gewißheit und innere Ruhe inbrünſtig flehte. Aus allen dieſen inneren Kämpfen trat aber immer deutlicher das Eine in ſein Bewußtſein: die höhere Berufung, der er hingebungsvoll zu folgen habe. Immer klarer wurde ihm, was mit dem Reiche gemeint ſei, das nicht von dieſer Welt iſt. Aber die volle Gewißheit von ſeiner Berufung verlangte noch manche weitere Seelenkämpfe. Es war noch immer ein ſchmerzliches Schwanken zwiſchen zwei Welten, die ihm getrennt voneinander entgegentraten, ohne daß die höhere Welt die ausſchließliche Herrſchaft über ſein Inneres gewonnen hätte. Immer deutlicher wurde es ihm, daß man nicht zweien Herren dienen könne, wenn auch ſein Inneres noch nicht ganz durchhellt war, und er noch manche dunkle Stelle darin ſchmerzlich empfand. Er ahnte, was der Wille Gottes ſei, in deſſen Dienſt er treten ſollte, wenn auch dieſer Wille mit dem ſeinen noch nicht geeinigt war.

Während er um Erleuchtung flehte, wurde es ihm immer klarer, daß er die volle Befreiung ſeiner Triebe, die Überwindung aller Sinnestäuſchung herbeiſehnte. Er vernahm, wie eine innere Stimme einen umwälzenden Willensakt, eine plötzliche Umkehr von ihm forderte. Zwiſchen früher und ſpäter mußte ſich eine

unüberbrückbare Kluft eröffnen: ein neuer Mensch, wiedergeboren, umgestaltet von innen heraus, sollte an die Stelle des schwankenden, natürlichen Menschen treten; eine neue Kraft aus einer unergründlichen Sphäre sollte in seine Seele dringen und sie gegen alle Lockungen, selbst gegen die unmerklich hervorsprießenden Illusionen wappnen. Aber gerade von dem feinsten Gewebe der Selbsttäuschungen sah sich Franziskus in gewissen Augenblicken wie umhüllt. Er konnte es nicht zerreißen, so lange er noch nicht bis zur letzten Überwindung gelangt war. Die Selbstverachtung genügte noch nicht, ihn von dieser Selbsttäuschung, die mit seinem ganzen künstlerischen Empfinden verquickt war, ganz zu befreien. Am schwersten mußte ihm die Überwindung dessen fallen, was gerade einem Menschen von nicht so feinen Sinnen am leichtesten fällt: etwas in ihm sträubte sich gegen die leiseste Berührung mit der physischen Häßlichkeit; selbst später noch, nach seiner Umkehr, regte sich in ihm dieses entwickelte Feingefühl, wenn ein verunstaltetes Weib, das er in seiner Jugend in Assisi gesehen hatte, ihm ins Gedächtnis kam. Auch darin gab sich noch eine hart ringende Versuchung kund, über die er mit der Anspannung seiner ganzen Geisteskraft siegen mußte. Um den Anblick des Häßlichen und Krankhaften zu überwinden,

gegen das er früher einen physischen Ekel empfunden hatte, brachte er es bald über sich, Aussätzige zu umarmen. Es war die letzte Befreiung seiner Einbildungskraft und seines Willens von den Einwirkungen der Außenwelt. Was er jetzt inbrünstig und selbstvergessen erflehte, war die Aufhellung der noch übrig gebliebenen Schatten in seinem Innern, der volle Einklang zwischen seiner Erkenntnis und seinem Willen, die unerschütterliche Festigkeit des Glaubens, denn immer noch kamen in seinem innern Leben gewisse Rückfälle vor, die ihm zeigten, daß die vollständige Erlösung unserer Triebe nicht nur von der inneren Arbeit, von dem Streben nach Selbstvervollkommnung, sondern noch weit mehr von einer Erleuchtung abhängt, die unerwartet in unser Inneres eindringt und es umgestaltet.

Zwei Jahre dauerte bei Franziskus diese hartnäckige, innere Arbeit, die den Sechsundzwanzigjährigen an die Schwelle des Gebietes bringen sollte, wo die Erleuchtung beginnt. Sein Seelenzustand war damals der des gesteigerten Mitleidens, des überströmenden Mitgefühls mit aller Kreatur. Der Anblick der Armen und Kranken rief in ihm das unbezwingliche Verlangen hervor, nicht nur die Armut und das Leiden mit ihnen zu teilen, sondern auch, wenn es möglich gewesen wäre, ihre Armut und ihr Leiden ganz auf sich zu

nehmen. Er fühlte nicht mehr sein eigenes Selbst, denn dieses war eins mit dem der andern. Er wollte in sich erfahren, wie es den Hungernden, Gedemütigten und Enterbten zumute sei. In Rom, wohin er gerade zu dieser Zeit gepilgert war, verschenkte er seine Kleider an Arme und hüllte sich in ihre Lumpen. Und so stand er am Eingange der Peterskirche mit den andern Armen und bat gleich ihnen die Vorübergehenden um ein Almosen, denn auch er hatte nun erfahren, was der Hunger ist.

Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt lebte er dort wie ein wirklicher Bruder der Armen und der Kranken. Mit besonderer Aufopferung nahm er sich der Aussätzigen im Spitale von San Salvatore an, zu denen er sich jetzt unüberwindlich hingezogen fühlte, während vordem schon die Nähe dieses Krankenhauses in ihm einen Abscheu hervorgerufen hatte. Alle Scheidewände zwischen ihm und den Menschen waren gefallen: er kannte das Anekelnde der Krankheit nicht mehr und aß aus dem gleichen Teller mit den von Wunden bedeckten Aussätzigen. Sein starkes Mitleiden brachte eine Furchtlosigkeit und heitere Klarheit mit sich, als wenn ihm von den Kranken, die jedermann aus Furcht vor Ansteckung gemieden hatte, eine erhebende Kraft zugeströmt wäre. Seine Seele lebte nicht mehr

in dem Kreiſe der irdiſchen Schwere, und er hatte jetzt gar keine Scheu vor der Krankheit und dem Tode. Die Kranken mögen ſeine wunderbare Liebeskraft deutlich gefühlt haben, denn er tröſtete ſie nicht mit angelernten Worten: kannte doch ſein brüderliches Gefühl für ſie gar keine Schranken. Die Kraft ſeiner Liebe begann alle Naturgrenzen zu durchbrechen.

4.

Im Alter von ſiebenundzwanzig Jahren erſtieg Franziskus eine noch höhere Stufe. Seine ganze Seele wandte ſich jetzt Chriſtus zu, als dem unerſchütterlichen Mittelpunkte aller inneren Erfahrung. Es war in der kleinen Kirche San Damiano zu Aſſiſi, wo ihm im Jahre 1206 in deutlichſter Viſion eine neue Erkenntnis aufging. Während er hier vor dem Kruzifixe niederkniete, wurde es ihm offenbar, daß ſein Beruf nicht bloß die Tröſtung der Armen und die Pflege der Kranken ſei. Verſunken in das Anſchauen der Kreuzigung Chriſti, vernahm er, wie eine innere Stimme ihm zurief, er möchte ſich ganz der Aufrichtung des zerfallenden Gotteshauſes zuwenden. Alles, was er erlebt hatte, alle ſeine Ahnungen und Erwartungen ſah er jetzt wie in geſteigerter, blitzartiger, übernatürlicher Beleuchtung. Das Neue, das in ihm vor ſich ging, wurde ihm in

dieſem Augenblicke zu einer greifbaren Tatſache, worin Außenwelt und Innenwelt ineinander drangen. Seine geſteigerte Erfahrung knüpfte ſich an jenes Gebet im Anblicke des Kruzifixes, an das Kruzifix ſelbſt, das für ihn volles Leben annahm: pochte er doch in jenem Augenblicke an der Pforte des Himmelreichs, das ſich ihm auch unvermutet öffnete.

Von Kindheit auf war er mit den Gebräuchen und dem Glauben der mittelalterlichen Kirche verbunden, aber ſo wie alle andern: wie ſeine fromme Mutter Pica, wie ſeine Geſchwiſter, ſeine Verwandten, wie ſein Vater, der ja ebenfalls den äußeren Formen kirchlichen Lebens anhing. War doch die Kirche damals das Band, das die Angehörigen der verſchiedenen Völker des Weſtens verknüpfte. Aber überall war damals auch das Gefühl erwacht, daß ein neues inneres Leben in die Kirche hineinkommen müſſe. Die Mahnung, die Franziskus in S. Damiano vernommen hatte, das Haus Chriſti wieder aufzurichten, war ihm anfangs in ihrer ganzen Tragweite und nach ihrem innerſten Sinne noch nicht klar: Er nahm ſie buchſtäblich als eine Aufforderung, die zuſammenfallende kleine Kirche wieder aufzurichten, und ſo ſuchte er eine Zeitlang alles, was er hatte, nicht nur den Armen, ſondern auch dem Wiederaufbau von S. Damiano und anderer vernach-

läſſigter und verfallender Kirchen in Aſſiſi zuzuwenden. Er ſuchte ſeine Mitbürger dafür zu begeiſtern, und ſelbſt trug er Ziegelſteine auf ſeinen Schultern eifrig zuſammen. Sein Vater konnte nicht ruhig zuſehen, wie der hoffnungsvolle Francesco ſich dem Geſchäftsleben vollſtändig entfremdete und dazu noch das Geld für eine ſo ſeltſame Liebhaberei, wie den Aufbau alter Kirchen, verſchwendete, die dem gewiegten Kaufmann weit abſonderlicher vorkommen mußte, als alle früheren Liebhabereien ſeines Sohnes.

Nach ſeiner inneren Erleuchtung in S. Damiano wurde die Beziehung zwiſchen Francesco und ſeinem Vater immer unhaltbarer: Mit dem inneren Menſchen war auch der äußere ſichtlich verwandelt, denn Chriſtus hatte ſich ſeiner ganz bemächtigt, ihn mit dem Feuer des Geiſtes und der Glut der Liebe durchdrungen. Wie trunken vom heiligen Geiſte – *tamquam ebrius spiritu* – begann er zuerſt in Aſſiſi und bald darauf in den benachbarten Städten und Dörfern das Evangelium zu verkünden. Er war in eine höhere Welt getreten: Seine Berufung war ihm ſchon in aller Deutlichkeit offenbart, und ſeine Erkenntnis eins mit ſeiner Tatkraft. In den feſteſten Umriſſen einer höheren Wirklichkeit zeigte ſich ihm dieſe neue Welt, die zu verkünden jetzt ſeine Aufgabe wurde, und für die er

2*

ſein Leben einzuſetzen bereit war. Jener unvergeß-
liche Augenblick, wo die Kreuzigung Chriſti ihm der
Schlüſſel zu der Pforte des Lebensgeheimniſſes wurde,
war der Ausgangspunkt ſeiner ganzen ſpäteren Be-
ſtimmung: Chriſtus, den er zuvor nur aus der Ferne
verehrt hatte, war ihm jetzt die Offenbarung alles
Daſeins, die Löſung aller Widerſprüche, die Über-
windung aller mittleren Lebensſtufen; Chriſtus offen-
barte ihm die geheimnisvolle Wirkung des Leidens,
die Erhöhung durch das Leiden. Jetzt war für ihn
die Paſſion nicht mehr ein geſchichtliches Ereignis, dem
er aus der Ferne zuſah, ſondern ſie teilte ſich ſeiner
Seele mit, prägte ſich ihr unauslöſchlich ein und ſchuf
ſie um.

Er gewann jetzt die Einſicht, daß das Leiden nur
dann einen Sinn habe, wenn es mit einem hohen
Ziele verbunden ſei. Nun konnte er alle Vereinſamung,
Verhöhnung und Verfolgung auf ſich nehmen: trotz
aller äußeren Vereinſamung fühlte er ſich nicht mehr
allein; geduldig ertrug er die Verſpottung durch ſeine
Mitbürger, die es nicht begreifen konnten, wie derſelbe
Francesco, der nicht lange zuvor in glänzender Klei-
dung aufzutreten gewohnt war, jetzt wie ein Tage-
löhner Steine einhertrug, bald wie weltentrückt durch
die Straßen ging, bald wieder mit flammender Be-

geiſterung an den Straßenecken predigte. Daß Francesco von den Leuten für einen Narren gehalten wurde, und daß ihm die Straßenjugend höhnend nachlief, das konnte ſeinen Vater nicht gleichgültig laſſen, ja er fühlte ſich in ſeinem Stolze tief verletzt: ſeine ganze Wut an dem Sohne auslaſſend, ſuchte er ihn durch Zwangsmaßregeln auf den früheren Weg zu bringen, der ihm als der Weg des geſunden Menſchenverſtandes und eines menſchenwürdigen Daſeins galt. Aber er mußte ſich nur zu ſchnell überzeugen, daß er durch keine Gewalt und durch kein Einreden bei ſeinem Sohne etwas ausrichten könne, der unbeugſam und mit größter Ruhe ſein unſichtbares Ziel weiter verfolgte. In dem Kampfe mit Francescos Unerſchütterlichkeit griff er nun zum letzten Mittel, das ihm zur Verfügung ſtand: er beſchloß, den Sohn zu enterben. Er wollte ihn zwingen, vor dem Stadtgerichte zu erſcheinen und dort auf alle Rechte Verzicht zu tun, auch wollte er das Geld zurückerhalten, das Francesco der Kirche S. Damiano geſchenkt hatte. Am liebſten hätte er es geſehen, wenn er ſeinen Sohn ganz aus der Stadt hätte verbannen können, um nicht jeden Tag ſich über ihn ärgern zu müſſen und nicht den Namen der Familie im Munde der Leute verunglimpft zu wiſſen. Es blieb ihm nun, auf die Weigerung des Sohnes hin, nichts anderes übrig, als an

die Gerichtsbarkeit des Bischofs zu appellieren. In Gegenwart des Bischofs von Assisi spielte sich jene Szene ab, worin Francesco nicht nur auf allen väterlichen Besitz verzichtete, sondern auch die letzten Kleider, die er anhatte, als väterliches Eigentum zurückwies und sich in ein Kleid hüllte, das ihm der Diener des Bischofs darreichte.

5.

Die Worte, die er damals an seinen Vater gerichtet haben soll, er wolle fürderhin sich statt an den leiblichen Vater an den Vater im Himmel wenden, bezeichnen seine künftige Lebensweise: er hat Vater und Mutter verlassen und auf alles verzichtet, um in voller Freiheit ein neues Leben zu beginnen. Der unausbleibliche Konflikt zwischen ihm und seinem Vater war im Grunde nur der Ausdruck des Gegensatzes zwischen dem Geiste und der Welt. Das Bestreben, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, mußte der Umgebung Francescos als eine Torheit erscheinen, denn es liegt nicht in der Natur des Unvollkommenen, auf einmal dieses Bestreben zu verstehen und zu würdigen.

Die innere Notwendigkeit trieb Franziskus immer weiter, in eine Atmosphäre, worin nur wenige atmen können und wo die Seele ganz in den Dienst Christi tritt. Franziskus war jetzt von allem Irdischen befreit,

keine Sorge um den kommenden Tag drückte ihn, nichts von dem, um deſſentwillen die Menſchen ſich ſelbſt und die anderen quälen, laſtete auf ihm. Er hatte das unbeſchreibliche Gefühl höchſter Freiheit und empfand die Armut, vor der die Menſchen ſich ſo ſehr fürchten, als das höchſte Glück. In dieſes Glücksgefühl muß ſich bei ihm anfangs die Empfindung eines Menſchen gemiſcht haben, der ſeine Feſſeln wie durch ein Wunder plötzlich zerbrochen vor ſich ſieht. Er hatte alles auf Gott geſtellt, und die Menſchen konnten ihm weder etwas geben noch etwas nehmen.

Seine Furchtloſigkeit war die Äußerung geſteigerten Seelenlebens, erhöhten Daſeins, tiefſter Begeiſterung und ſchrankenloſer Glaubenskraft. In dieſer Überfülle inneren Lichtes offenbarten ſich ihm fortwährend neue Geheimniſſe, und in ſeinem ungetrübten Glücksgefühle kannte er nur Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu allem, was ihm in den Weg kam. Seine Seele war wie ausgeweitet, und die einfache Wirklichkeit wurde ihr zu enge: dieſe Friſche des erſten Schöpfungstages, mit der alles ſeine Seele entzückte, war mit eindringlicher Klarheit des Schauens verbunden; es regte ſich in ihm ein ſchöpferiſcher Drang, das Bewußtſein, zu den höchſten Zielen emporzuſtreben, und er hatte die Sicherheit, die innere Freiheit erlangt zu haben und

in der Nähe des Erlöſers zu ſein – es war zu viel, als daß er es hätte in Worte faſſen können.

Die Tage, die er auf dem Berge Subaſio in nächſter Umgebung von Aſſiſi umherſtreifte und den tiefen Regungen ſeines Innern ſingend Luft machte, müſſen die glücklichſten ſeines ganzen Lebens geweſen ſein: hatte er ſich doch mit der Friſche des ſieghaften Willens über alle Widerſprüche der Welt erhoben und ganz dem Himmel geweiht. Was kümmerte es ihn, daß er, während er in der Waldeinſamkeit die Gebilde der in ihm neu entſtandenen Welt ſchaute, von räuberiſchem Geſindel überfallen wurde? War er ſich doch bewußt, der Abgeſandte höherer Wahrheit, der Herold eines großen Königs zu ſein: ihr Hohn und Spott über dieſe Antwort auf ihre Frage, wer er ſei, konnte ihn nicht im mindeſten berühren; nichts konnten ſie ihm nehmen und nur ihren Mutwillen an ihm auslaſſen. In ſeiner erhöhten Begeiſterung lag ihm jetzt alles Gewöhnliche ſo fern: er ſah es gar nicht, weil er ganz in ſeiner inneren Welt lebte. Was er von der Außenwelt verlangte, war ſo wenig: ſeinen Lebensbedarf erwarb er ſich bald durch niedere Dienſte in einem nahe liegenden Kloſter, bald wieder in einem Spital in Gubbio, wo er als Krankenpfleger das Brot mit den Ausſätzigen teilte. Wenn er nach Aſſiſi kam, ſo ſetzte er hier ſeine

Predigt auf den Straßen fort und ſammelte nach wie vor Almoſen für den Wiederaufbau der kleinen Kirchen. Wiewohl der Prieſter von S. Damiano ihm Unterkunft und Koſt anbot, zog er es doch vor, um ſeinem neuen Ideale der Armut treu zu ſein, die wenigen Brocken, deren er bedurfte, gleich allen anderen Armen als Almoſen zuſammenzuleſen. Zuweilen traf er ſeinen Vater auf der Straße an, der über ihn ſeinen ganzen Ingrimm ausſchüttete, auch von ſeinen Geſchwiſtern hatte er nur bittere Verhöhnung zu erfahren. Aber feſt und ſicher ſtand er auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege.

Nahe der Kapelle S. Maria degli angeli, die ſpäter durch ihn einen Weltruf bekommen ſollte, ließ er ſich in einer zerfallenen Hütte nieder: hier war ſein Lieblingsaufenthalt, zu dem er von ſeinen Wanderungen immer wieder zurückkehrte. In der Kapelle las ein Mönch aus dem Benediktinerkloſter Subaſio hie und da Meſſe. Als Franziskus im Frühjahr 1209 einmal der Meſſe beiwohnte, drangen in ihn die vorgeleſenen Worte aus dem Evangelium ſo tief ein, daß er daraus einen für ihn neuen Sinn und zugleich eine höhere Beſtätigung alles deſſen zu vernehmen glaubte, was er in ſeinem tiefſten Innern bereits als ſeine eigentliche Berufung erkannt hatte. Es waren die weltbewegenden

Worte Chriſti an die Apoſtel: ‚Schaffet euch weder Gold und Silber, noch auch Münze in eure Gürtel an, auch keine Reiſetaſche auf den Weg, nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stab, denn der Arbeiter verdient ſeine Nahrung.‘ Da wurde es Franziskus klar, was das Apoſtelamt bedeute, und er fand in ſich die Kraft, die Aufforderung dazu ganz zu erfüllen. Hatte er doch ſchon früher in völliger Armut zu leben geſucht und die einfachſte Bauernkleidung getragen; jetzt kam ihm der Ledergürtel ſchon überflüſſig vor, und fortan begnügte er ſich mit einem einfachen Strick.

Das Ideal der Armut wurde zum unerſchütterlichen Mittelpunkte ſeines Glaubensbekenntniſſes; es war bei ihm nicht mehr Mitleiden mit der Armut, ſondern die Armut faßte er als ſeine eigentliche Beſtimmung auf. Das Evangelium predigte er jetzt mit erneuter Kraft: hatte doch Chriſtus ſelbſt ihm in die innerſte Seele hineingerufen, daß er gerade durch das den Sieg erringen werde, was in den Augen der Welt die größte Torheit ſei. Was für die Klugheit der Welt das unbegreiflichſte Rätſel iſt, die ſchrankenloſe Hingebung an Chriſtus, wollte er mit kühnſter Unbefangenheit verwirklichen. Bald fand er ſtille und offene Anhänger, die ſich an ſeinen Worten begeiſterten und Kraft in ſich fühlten, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Bernardo da

Quintavalle, ein angesehener und reicher Mann in Assisi, bekannte sich als erster zu Francescos Ideale evangelischer Armut: wiewohl er sich anfangs zu Francescos Auftreten nur mißtrauisch wie zu dem eines Schwärmers verhalten hatte, fühlte er sich doch von seiner Einwirkung allmählich so tief berührt, daß er sich entschloß, Haus und Hof aufzugeben und sein ganzes Geld an Arme, an Spitäler und Gefängnisse zu verschenken. Bernardo, um einige Jahre älter als Franziskus, war ein harmonischer und zugleich tiefsinniger Charakter; in allem, was er redete und tat, lag tiefe Güte; stets unterwegs, um überall zu helfen, wo Hilfe nötig war, fand er noch Zeit, beschaulich zu sein, und mit scharfer Erkenntnis – *sottilità d'intelletto* – den Sinn der heiligen Schrift zu durchdringen und zu deuten. Auch Pietro Catani, der Rechtsgelehrte und juristische Berater des Domkapitels zu Assisi, fühlte sich zu Franziskus hingezogen und folgte seinem Beispiel. Sie siedelten sich nahe der Portiuncula an, wo sich bald noch ein anderer Gefährte zu ihnen gesellte: es war dies Egidius, ein überaus eigentümlicher und liebevoller Charakter; seine Arbeitslust und sein überströmendes Gemüt übten auf alle, mit denen er in Berührung kam, eine tiefe Wirkung aus. Wegen der Ritterlichkeit seines Wesens nannte ihn Franziskus den Ritter

ſeiner Tafelrunde; auch befand er ſich beſtändig auf Wanderungen, die ihn in die fernſten Länder führten; ſein tägliches Brot erwarb er ſich bald als Waſſerträger, bald als Handlanger und Ackerbauer. Bei aller Demut kannte er kein Anſehen der Perſon, wenn es die Wahrheit galt.

Dieſen drei Genoſſen ſchloſſen ſich bald noch andere an. Sie führten ein wahrhaft evangeliſches Leben: unvergleichlich war ihre Eintracht und Dienſtfertigkeit. Das wenige, weſſen ſie für den täglichen Unterhalt bedurften, verſchafften ſie ſich durch ſchwere Arbeit, durch die Hilfe, die ſie den Bauern auf dem Felde leiſteten. Eine bezaubernde Wirkung ging von allen dieſen Gefährten Francescos aus und teilte ſich nicht nur den einfachen Leuten mit, ſondern ſelbſt denen, die aus einer überbildeten Gefühlsweiſe in ihnen nur Schwärmer ſehen konnten.

Franziskus ſelbſt wurde in ſeiner Vaterſtadt und in der Umgebung zum Gegenſtande der Geſpräche und Erörterungen, wobei die Zahl ſeiner ſtillen Anhänger ſich immer mehrte. Mit ſeinem hinreißenden Beiſpiel lehrte er ſeine Genoſſen, furchtlos in der Welt zu ſtehen und opferfreudig die frohe Botſchaft zu verkünden, mit unbeſchränkter Zuverſicht zu ihrer geiſtigen Saat. Seine eigene Geiſteskraft übertrug er auf ſeine erſten

Genossen: Gottes Geist, sagte er, der die Welt überwunden hat, werde auch aus ihnen reden. Er suchte sie zu wappnen in dem ihnen bevorstehenden Kampfe: wußte er doch, daß ihnen anfangs große Hindernisse in den Weg gelegt würden, und daß sie auf Unverständnis und Verhöhnung sich gefaßt machen müßten. Aber zugleich sah er, daß ihre Opferwilligkeit und Hingebung an Christus sie unüberwindlich machen würden. Er selbst war in seiner glühenden Liebe zu Christus ein Wunder an Selbstaufopferung. In jenen Zeiten, wo im gesellschaftlichen Leben die vernichtende Kraft keine Schranke kannte, wo die einzelnen Familien einander rücksichtslos befehdeten, muß er durch seine Worte und sein Beispiel den Menschen wie ein Engel erschienen sein, der die Stürme ihrer Leidenschaften beschwichtigte: eine unerklärliche Kraft ging von ihm aus, die oft verborgene Schätze der Liebe in der Menschenseele heben mußte. Diese Vereinigung von größter Herzensfeinheit und Milde mit glühender Begeisterung und zurückgehaltener Energie konnte ihre Wirkung nicht verfehlen: er zog die Menschen an und gestaltete sie um.

Von seinen Gefährten verlangte er, daß sie in ihrer heiteren Zuversicht als wahre Gottessänger – *joculatores domini* – auftreten und durch die Glut ihrer

Überzeugung und die Heiterkeit ihres Herzens wirken sollten. Schon ein Blick von ihm konnte seine Gefährten wie ein heilender Balsam berühren, aber auch forschend und prüfend das Verborgenste in ihnen durchdringen. Er verlangte von ihnen, daß sie ja keine unnützen Worte machen möchten. Innerhalb der Kirche eine von dieser anerkannte Bruderschaft wahrer Nachfolger Christi begründen – das mag vielleicht schon damals ihm vorgeschwebt haben. Nicht die Zahl der Priester wollte er vermehren, denn er selber war sogar zu demütig, nach der Priesterweihe zu verlangen, sondern seine Absicht war, durch eine vom Geiste Christi geweihte Ritterschaft das christliche Leben zu heben und zu stärken. Er wollte seine Gefährten zu dem frischen Lebensquell führen, aus dem sie ihren eigenen Durst und den der anderen stillen sollten. Die frohe Botschaft war für ihn ein lebendiger Glaube: schöpfte er doch seine ganze Begeisterung aus seiner innigen Beziehung zum Erlöser; niemand sonst als Christus habe ihm offenbart, wie er ein evangelisches Leben führen solle, sagte er. Und so kannte er keine Umwege, keine äußern Einflüsse, sondern er drang bis zu dem Kern der christlichen Gesinnung, stellte die Tat die Willensläuterung, die Wiedergeburt in den Mittelpunkt seines ganzen Strebens: vernichtet doch die wahre

Liebe, die unſern Willen umgeſtaltende Gnade alle Krümmungen des Herzens und alle Trugſchlüſſe des Verſtandes und alles überflüſſige Nachdenken, das die Nebenwege dem Hauptwege vorzieht.

6.

Mit dem Anwachſen der Zahl ſeiner Gefährten und Anhänger mußte Franziskus darauf bedacht ſein, ſie durch eine von der Kirche anerkannte Regel feſter aneinander zu knüpfen. Deshalb begab er ſich, begleitet von Gefährten, im Frühjahr 1210 nach Rom. Mit der Kirche fühlte er ſich aufs engſte verbunden, aus ihr war er herausgewachſen, und ohne ſie konnte er ſich das weitere Gedeihen ſeiner Beſtrebungen auch gar nicht vorſtellen. Die ihm eigene Einſicht zeigte ihm ſtets den geradeſten Weg, denn es war ihm nur um das Weſentliche zu tun. Sein ſeltenes Taktgefühl ermöglichte ihm den Sieg über die ſchwierigſten Verhältniſſe, und ſeine tiefe Demut hielt ihn von allen Unvorſichtigkeiten fern. Dazu kam bei ihm die große Entſchiedenheit, die vor nichts zurückſchreckte. Er konnte nie an irgendeiner Einſeitigkeit haften bleiben: die geiſtige Freiheit, die er in tiefer Selbſtprüfung errungen hatte, hielt ihn von allen Einſchränkungen der vollen Wahrheit ab und erhob ihn hoch über jede Art ein-

seitiger und sektiererischer Deutung. Keinen Augenblick entfernte er sich von der Einfachheit. Den Höhen des Daseins zugewendet und zugleich mit der Volksseele verwachsen, stand er abseits von der mittlern Sphäre, wo der einseitige Verstand sich in das Netz der von ihm selbst erschaffenen Einschränkungen verstrickt und in Streitigkeiten verliert. Aber wiewohl Francescos Einsichten dem Überzeitlichen galten, so tat das doch seinem Wirklichkeitsgefühl gar keinen Abbruch. Franziskus war eine volkstümliche Gestalt: das Volk sah in ihm den geheimnisvollen Ritter Christi und war von seiner ungewöhnlichen Erscheinung hingerissen; es fühlte unmittelbar seine Ungewöhnlichkeit und verstand seinen Ruf. Nicht so die höheren Stände, die ja gewohnt sind, von den Rufern der tiefsten Wahrheit genaue Ausweise ihrer Berufung zu verlangen.

In Rom wurden Franziskus und seine Gefährten, die in ihrer armseligen Kleidung mit dem Strick um die Lenden auftraten, anfangs mißtrauisch und sogar mit überlegenem Lächeln empfangen. Zufällig befand sich damals dort der Bischof Guido von Assisi, der sie an den Kardinal Giovanni Colonna empfahl. Durch die Vermittlung des Kardinals, wiewohl ihm selbst die eigentlichen Absichten Francescos, insbesondere das Gelübde völliger Armut, zu erhaben vorkamen, als

daß er an ihre Verwirklichung hätte glauben mögen, ſcheint Francesco den Zutritt zum Papſt Innocenz III. erlangt zu haben.

Innocenz III. ſtand zu feſt auf dem Boden der politiſchen Wirklichkeit, als daß er auf das Ideal abſoluter Armut, verkündet von einem jungen Manne in dieſer auffallenden Kleidung, hätte eingehen mögen. Eine Vermehrung der bereits vorhandenen Orden durch einen neuen von ſo ſeltſamer Art mußte ihm ganz überflüſſig erſcheinen, weshalb er auch Francesco den Rat gab, ſich einem der beſtehenden Orden anzuſchließen. Der Papſt traute wenig den Menſchen, aber er hatte einen zu klaren Blick, um nicht die Notwendigkeit einer Reform der damaligen Verhältniſſe in der Kirche anzuerkennen, denn der Gegenſatz zwiſchen der Wirklichkeit und den Forderungen des Evangeliums war damals im kirchlichen Leben auffällig: die Verquickung des Weltlichen mit dem Geiſtigen war darin faſt bis zur Unlösbarkeit gediehen; ſeit geraumer Zeit hatte ſich die Korruption, beſonders die Käuflichkeit der geiſtigen Ämter, breit gemacht und konnte durch keine Erlaſſe von oben entfernt werden. Die tieferen Urſachen davon lagen ebenſoſehr in den verwickelten Verhältniſſen der Geſellſchaftsordnung des Mittelalters, als auch in den damaligen Menſchen, die im Guten wie im Schlechten

kein Mittelmaß kannten, und bei denen die unversöhnlichen Widersprüche stark hervortraten.

Die Verhältnisse, gegen die acht Jahrzehnte zuvor Arnold von Brescia gestritten hatte, ließen sich nicht so schnell umgestalten. Eine starke Gärung der Gemüter ging damals vor sich: das Übel der Verweltlichung der Kirche wurde der Gegenstand ernsten Nachdenkens. Das Ausbleiben der mit Sehnsucht erwarteten Abstellung der Übel erregte die Gemüter und führte bereits zu Sektenbildungen, mit denen die Kirche rechnen mußte. Der Süden Frankreichs und die Lombardei waren von sektiererischem Geiste beherrscht, und die Kirche sah sich um so eher genötigt, dazu Stellung zu nehmen, als die Berechtigung mancher Forderungen der Sekten von niemand in Abrede gestellt werden konnte. Die Entstehung der Sekte der Waldenser war noch in aller Gedächtnis: Peter Waldo, einen reichen Mann aus Lyon, hatte die Kirche in seinen Reformbestrebungen, die auf evangelische Armut ausgingen, anfangs gewähren lassen, im Jahre 1184 aber exkommuniziert und so die Veranlassung zur Bildung einer sich stark verbreitenden Sekte gegeben.

Innocenz III. wußte gut, wie schwer seine ganze Stellung war, wie er nach allen Seiten, sowohl gegen die eingewurzelten Übel, als auch gegen den Sektengeist

anzukämpfen hatte, der der Kirche mit Zerſetzung drohte. Die evangeliſche Armut, die Franziskus zu verwirklichen gedachte, konnte aber dem Papſte nur als etwas überaus Gewagtes vorkommen, wiewohl ihm ihre Notwendigkeit doch einigermaßen eingeleuchtet haben mag. Bei dem Mißtrauen des Papſtes gegen gewagte Neuerungen durfte Franziskus auf ſein Entgegenkommen keineswegs rechnen. Nur dank dem Kardinal Hugolin, dem Neffen des Papſtes, ſcheint Franziskus keine völlige Zurückweiſung erfahren zu haben. Wenn auch der Papſt auf eine ausdrückliche Beſtätigung der Beſtrebungen Francescos nicht eingehen wollte, ſo ſanktionierte er ſie doch durch die Erteilung der Tonſur an Franziskus und ſeine Genoſſen.

7.

In gehobener Stimmung kehrten ſie nach manchen geduldig ertragenen Strapazen in ihre Heimat zurück und ließen ſich hier bei Rivo Torto in einer verfallenen Hütte nieder; den ganzen Winter verbrachten ſie zwiſchen Arbeit, Meditation und Predigen in Aſſiſi und den nahegelegenen Orten. Franziskus ſelbſt machte überall, wo er auftrat, durch ſeine Verkündigung des Evangeliums der Armut einen nachhaltigen Eindruck; in Aſſiſi verlangte man ſogar, er möchte in einer

Kirche predigen. Der Andrang zu diesen Predigten war ungeheuer, so daß sie bald nach dem Dom verlegt werden mußten. Seine eindringlichen Worte gingen unmittelbar zum Herzen, weckten das Gewissen und riefen die größte Begeisterung hervor. Man begann schon den Heiligen in ihm zu sehen. Seine Missionsreisen in Umbrien dehnte er bald auf ganz Italien aus, und auch seine Gefährten wurden von ihm in fernere Gegenden ausgesandt. Anfangs fanden sie bei der Bevölkerung in den Städten nur Hindernisse und in der Geistlichkeit wie in den Orden viele Gegner und Verächter. Die Geduld und die Demut, womit sie alle Schmähungen ertrugen, sicherten ihnen aber den endgültigen Sieg. Nachdem sie anfangs hauptsächlich nur beim Volke Anerkennung gefunden hatten, begannen allmählich auch das Bürgertum und der Adel ihre Bestrebungen zu würdigen, und so fanden sie nach kurzer Zeit schon einen Widerhall bei der ganzen Bevölkerung in Umbrien und Toskana.

Seine erste Ordensregel hatte Franziskus mit den Worten der Bergpredigt abgefaßt: was er wollte, war ein folgerichtig durchgeführtes evangelisches Leben. Er selbst sagte, Gott habe ihm offenbart, wie er leben solle, und diese Offenbarung sei es gewesen, die er

in einfachen Worten habe niederſchreiben laſſen: Sanftmut, Verzeihung jeder Beleidigung, ja das Verlangen, gedemütigt zu werden, galt ihm als die eigentliche Übung chriſtlicher Geſinnung; jeden Kompromiß mit der Welt wollte er von ſeinen Gefährten fernhalten. Wer nicht die vollſtändige Beſitzloſigkeit folgerichtig durchführen konnte, der gehörte nicht unter Francescos Gefährten. Zu einem einfachen Bauern, der ſeinem Orden beitreten wollte, ſagte er: ‚Wenn du, Bruder, dich zu uns geſellen willſt, ſo gib zuvor alles, was du haſt, an die Armen, und wenn du gar nichts mehr zu eigen haben wirſt, dann will ich dich gern in unſern Kreis aufnehmen.' Die ‚Frau Armut', die er heimgeführt hatte, war in ſeinen Augen die reichſte, edelſte und ſchönſte Braut. Ihr wollte er ſein Leben lang mit größter Treue anhangen; er war überzeugt, daß nur die volle Liebe zu ihr den Weg zum Reiche Gottes zeigen könne. ‚Von einer Hütte aus iſt der Aufſtieg zum Himmel weit leichter als von einem Palaſte', ſagte er.

Die Armut war für ihn nicht etwa bloß die Befreiung von allem Überfluß, ſondern vielmehr die vollkommene Freiheit, die Befreiung von der Scholle, an die wir durch unſere Begierden, Hoffnungen und Selbſttäuſchungen gebunden ſind. Mit unſerm Innern

hängt ja die ganze Außenwelt zusammen, und mit unserer Erlösung wird auch die ganze Natur erlöst, und so möge alles hienieden nicht etwa von einem Jammertal, sondern von der Pilgerfahrt zu dem höchstgelegenen Ziele, von der Durchfahrt zu der offenbarenden Wahrheit zeugen und jubelnd dorthin rufen – *ut omnia peregrinationem, omnia cantarent exilium.* Kann doch unsere ganze Zivilisation mit ihren äußeren Verfeinerungen oft nur zur Vergröberung oder gar zur Verödung des menschlichen Inneren führen. Steht denn nicht die Geldgier herrschend inmitten der gebildeten Menschheit? Für Franziskus war die Armut die Rückkehr zur Innerlichkeit, die Weckung des feineren Gewissens, und er konnte sich den Zustand der Vollkommenheit ohne sie gar nicht vorstellen: daher nannte er sie auch das Mark des Evangeliums, den Schlüssel zum Paradies, die unerläßliche Bedingung des andauernden Friedens.

Das Geld war ihm persönlich zuwider, denn er sah darin das verkörperte Menschenelend: nie wollte er es anrühren und gebot auch seinen Gefährten, für ihre Arbeit ja kein Geld anzunehmen, sondern nur die allernotwendigste Nahrung; Geld solle ihnen nicht mehr wert sein als Straßenkot. Einem Gefährten, der einmal ein Geldstück brachte, das ein Betender in

der Kapelle der Portiuncula in der Nähe des Kruzifixes als Almofen zurückgelaffen hatte, machte er deswegen die größten Vorwürfe und gebot ihm, zur Strafe, es ftatt mit den Händen mit dem Munde hinauszutragen und auf den Mift zu werfen. Nur in den feltenften Fällen erlaubte er feinen Ordensbrüdern, Geld anzurühren, wenn damit eine dringende Hilfe den Kranken geleiftet werden konnte. Über das Geld heißt es auch in feiner Ordensregel: ‚Nachdem wir nun alles hintangefetzt haben, müffen wir uns ja in acht nehmen, wegen einer folchen Nichtigkeit das Himmelreich einzubüßen.' Galt ihm doch die Armut als die Erbin des Himmelreiches, als das Abbild Chrifti auf Erden, der feine frohe Botfchaft in vollkommener Befitzlofigkeit verkündete. Daher war für Franziskus jeder Arme fchon wegen feiner Armut Achtung gebietend.

Die Liebe zur Armut war bei ihm das gefteigertfte aller feiner Gefühle, der Ausdruck feiner Liebe zu Chriftus. Wenn er einem Armen begegnete, fo war er bereit, ihm im buchftäblichen Sinne das Letzte von dem zu geben, was er noch bei fich hatte. Als er einmal auf dem Wege von Siena nach Affifi einen Bedürftigen antraf, fagte er zu dem ihn begleitenden Ordensbruder: ‚Ich muß ihm meinen Mantel geben,

da der Mantel nicht mir, ſondern ihm gehört, denn ich habe dieſes Kleid nur leihweiſe bekommen, bis ich einen noch ärmeren antreffen würde als ich ſelbſt.' Wiewohl der Gefährte ihn zu überzeugen ſuchte, er dürfe das letzte Kleid ja nicht verſchenken, gab Franziskus doch ſeinen Mantel dem Armen mit den Worten, er wolle kein Dieb ſein, da es uns als Diebſtahl angerechnet werden müſſe, wenn wir einem, der bedürftiger ſei als wir, nicht helfen wollten. Schon der Gedanke, daß ſeine Ordensbrüder im geringſten dem Beſitz anhängen könnten, regte ihn tief auf. Als er einmal vernahm, wie ein Mitbruder auf die Frage eines Gefährten, wo er herkomme, zur Antwort gab, er ſei in Francescos Zelle geweſen, verſetzte er: ‚Warum haſt du geſagt, es ſei meine Zelle? Künftighin möge ein anderer darin hauſen!' So ſtreng war er in der Auffaſſung ſeines Ideals der Beſitzloſigkeit. Er ſchäme ſich tief in ſeiner Seele, ſagte er ein andermal, wenn er einen Armen antreffe, der noch ärmer ſein könnte als er ſelbſt, trotz dem Bekenntnis, das er von der Armut ablege.

Er wollte, daß ſeine Ordensbrüder das Notwendigſte an Kleidern und Geräten und ſelbſt zur Einrichtung ihrer Kirchen nur als geliehen zu betrachten hätten; ſelbſt Bücher durften ihnen nicht gehören. Ihre

Kleidung ſollte ſo armſelig wie nur möglich ſein, und zur regelrechten Beſchuhung ſollten ſie nur in Ausnahmefällen ihre Zuflucht nehmen, auch, mit wenigen Ausnahmen, nur zu Fuß gehen, gleich den Apoſteln. Dem Worte Chriſti gemäß ſollten ſie nie an die Nahrung für den kommenden Tag denken und alles Gott überlaſſen – *jacta super Dominum curam tuam et ipse enutriet te.* Jeder ſeiner Mitbrüder ſollte ein Handwerk ausüben; erſt wenn ſie ihre Arbeit nicht an den Mann bringen könnten, erlaubte ihnen Franziskus, die Mitmenſchen um das wenige Brot anzugehen, deſſen ſie bedürften. Dem Müßiggange war er tief abgeneigt, und wenn er darauf zu ſprechen kam, konnte er bisweilen sogar bitter werden. Er ſelbſt ging ſeinen Mitbrüdern in allem mit dem Beiſpiel voran; aus Furcht, durch die milden Gaben, die ihm zuteil wurden, die Armen zu ſchädigen, nahm er ſtets weit weniger an, als ihm dargeboten wurde. Jede Art von natürlicher Arbeit zur Befriedigung der geringen Lebensbedürfniſſe galt ihm heilig, aber zugleich wollte er, daß die Menſchen ſich der tiefen Wahrheit bewußt würden, daß ſie nicht vom Brote allein leben könnten. Daher legte er ein großes Gewicht auf die Innerlichkeit und Beſchaulichkeit: es müſſe Menſchen geben, die außerhalb des gemeinen

Lebensgewirres ſtehen, und denen der geringe Lebensunterhalt vom Gottestiſche zukommen ſolle; das eben verſtand er unter den Almoſen – *mensa Domini* –, auf die er ſeine Mitbrüder zum Teil anwies.

In ſeiner Beziehung zu den Mitmenſchen kannte Franziskus keinen Unterſchied zwiſchen reich und arm: er ſchärfte ſeinen Ordensbrüdern ein, ſelbſt die Reichen, die im Überfluſſe leben und ſich in Prachtgewänder kleiden, von Herzen zu lieben, da es niemand zuſtehe, über ſeinen Mitmenſchen zu richten. Von ſeinem Ideale der Armut ſollten ſie aber auch äußerlich nicht um Haaresbreite abweichen. Wenn er ſelbſt ſich zufällig bei Reichen befand, ſetzte er ſich nie an ihre Tafel, ohne zuvor etwas Brot in benachbarten Häuſern für ſich als Almoſen zuſammenzuleſen: es mag ihm dabei die Notwendigkeit des ungeſchmälerten Beiſpiels ſowohl für die Reichen ſelbſt als auch für ſeine eigenen Ordensbrüder vorgeſchwebt haben. Daher wollte er auch ſtets ſich nur ganz kurze Zeit in reichen Häuſern aufhalten, und zuweilen empfand er dabei ſcharfe Gewiſſensbiſſe in der Befürchtung, ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben. ‚Meine Brüder, die in ärmlichen Hütten hauſen, werden Grund haben, gegen mich zu murren, wenn ſie erfahren, daß ich mich bei Kardinälen aufhalte

und mich da vergnüge', ſagte er einmal zu einem Gefährten.

8.

Die von Franziskus begründete Gemeinſchaft hatte nichts Weltflüchtiges an ſich. Sie ſchloß ſich eng an das Leben an, behauptete ſich vor aller Augen und mußte durch ihre volkstümliche Wirkung bald eine mächtige Bedeutung gewinnen. Als Grundregel gab Franziskus ſeinen Brüdern die Worte mit auf den Weg: ,Wie ihr den Frieden mit dem Munde verkündet, ſo müßt ihr ihn auch ſtrenge in eurem Herzen bewahren; fordert niemand zum Zorn heraus oder gar zum Zwiſt, ſondern rufet vielmehr durch euer Beiſpiel der Demut alle zum Frieden, zur Güte und zur Eintracht. Unſere Beſtimmung iſt: die Verwundeten heilen, die Streitenden verſöhnen und den Irrenden den rechten Weg zeigen, denn manche erſcheinen uns als Glieder des Dämons, die noch zu Jüngern Chriſti werden können.'

Unvergleichlich war die Wirkung, die Franziskus in den wenigen Jahren nach der Beſtätigung ſeiner Ordensregel ausübte: aus allen Geſellſchaftsſchichten ſchloſſen ſich ihm Männer und Frauen an: Alle Bildungsſtufen waren unter ſeinen Gefährten vertreten, von jenem Bauer Giovanni an, der ihn in

allem, ſelbſt im Räuſpern, kindlich nachahmte, bis zum Bruder Pacifico, der den Dichterkranz aus den Händen des Kaiſers Friedrich II. von Hohenſtaufen empfangen hatte, und bis zu dem Bruder Rufino, einem Verwandten der heiligen Klara, der einem ſehr angeſehenen Adelsgeſchlechte angehörte.

Durch die heilige Klara wurden Francescos Beſtrebungen unter die Frauen getragen und fanden da nicht geringern Anhang als unter den Männern. Klara, zwölf Jahre jünger als Franziskus, ſtammte aus dem adeligen Geſchlechte der Sciffi in Aſſiſi. Als ganz junges Mädchen hatte ſie ihren Landsmann im Dome von Aſſiſi predigen hören. Sie empfing von ſeiner Predigt einen ſo mächtigen Eindruck, daß ſie ſofort beſchloß ein neues Leben zu beginnen. Sie eröffnete ihr Vorhaben Franziskus, verließ insgeheim ihr elterliches Haus, legte in der Portiuncula ihr Gelübde ab und ließ ſich bis auf weiteres in einem nahe gelegenen Kloſter der Benediktinerinnen nieder. Für ihren Vater war ihre Flucht ein unerwarteter Schlag: am folgenden Morgen ſtellte er ſich im Kloſter ein und verlangte im heftigſten Zorn die unverzügliche Rückkehr ſeiner Tochter. Aber mit unbeugſamer Entſchiedenheit beharrte die jugendliche Klara bei dem von ihr gefaßten Entſchluſſe. Ihr Beiſpiel riß auch bald ihre

jüngere Schweſter Agnes mit, die dem Zorn ihres Vaters ebenfalls unbeugſamen Widerſtand entgegenſtellte. Die beiden Schweſtern fanden auf Francescos Verwendung hin Unterkunft in San Damiano; bald ſchloſſen ſich ihnen andere Frauen aus den verſchiedenſten Geſellſchaftsſchichten an. Die Krankenpflege und Sorge für die Armen war ihre eigentliche Beſtimmung. Das Gelübde der Armut befolgten ſie mit nicht minderer Strenge als Franziskus und ſeine erſten Gefährten. Im Charakter Klaras vereinigte ſich ein feines Empfinden, Leutſeligkeit und Demut mit großer Verſtandesklarheit und männlicher Willenskraft; bei den ſtrengſten Entbehrungen, die ſie ſich auferlegte, behielt ſie ſtets ihre Heiterkeit bei; ausgeprägt war in ihr die Fähigkeit, auf die Menſchen zu wirken und ſie zu leiten.

In den zwei Jahren zwiſchen der Beſtätigung der Ordensregel durch den Papſt und dem Beitritt der beiden Schweſtern wuchs die Zahl der Ordensbrüder zuſehends an: fünf Jahre ſpäter ging ſie ſchon in die Tauſende. Franziskus ſelber behielt ſtets in ſeiner Nähe einen der Gefährten aus der erſten Zeit. Neben Bernardo und Egidius gehörten zu den hervorragendſten ſeiner erſten Genoſſen Maſſeo von Marignano, ein leutſeliger, redegewandter und geſund urteilender Menſch von

imponierender Geſtalt und feinen Umgangsformen, der Franziskus oft auf Miſſionsgängen begleitete; Angelo aus dem Geſchlechte der Tancredi, der ſein Rittergewand und ſein Schwert mit der Bauernkutte und dem Stricke vertauſcht hatte, aber auch in dieſer Kleidung ſeine angeborene Höflichkeit und anerzogene Ritterlichkeit nicht verleugnen konnte; Leone, der ſich ſchon in ſeiner zarten Jugend an Franziskus angeſchloſſen haben mag, einer der drei Gefährten, die das Leben ihres Meiſters beſchrieben haben, wegen ſeiner großen Herzensfeinheit der Lieblingsſchüler Francescos; Ginepro, der in Geduld und Entſagung bis zum äußerſten ging und ſeine naive Urwüchſigkeit überall bekundete, weshalb ihn auch die heilige Klara ſcherzend Jeſu Spielzeug nannte.

In der erſten Zeit war das Ideal, das Franziskus vorſchwebte, wie verwirklicht: Armut, innerer Friede und äußere Eintracht herrſchten unter ſeinen Gefährten; in der Liebe zu Gott vereinigt, waren ſie zugleich in unbeſchränkter Liebe aneinander gebunden; jeden Augenblick waren ſie bereit, die größten Opfer für einander zu bringen, und einer ſuchte den andern an Demut, Gehorſam und Liebe zu übertreffen; mit der Achtung, die einem Bruder zuteil wurde, wuchs nur ſeine Demut. Alles hatten ſie gemeinſam und

konnten noch von dem Wenigen an Bedürftige verteilen; dem Beispiele ihres Meisters folgend, gaben sie, wenn sie um Almosen angegangen wurden, das letzte, was sie hatten. Jakob von Vitry, der im Jahre 1216 verschiedene Gegenden Italiens bereiste, vergleicht die Lebensweise und den Geist der Gefährten Francescos mit der Lebensweise und dem Geiste der ersten Christen, denn auch jene waren, wie es in der Apostelgeschichte heißt, ein Herz und eine Seele. Bei Tage kamen sie in die Städte und in die Dörfer, hier durch ihr erhebendes und begeisterndes Wort zu wirken, und mit dem Anbruch der Nacht kehrten sie in ihre abseits gelegenen Ansiedelungen zurück. Alle, Männer und Frauen, lebten sie nur von der Arbeit ihrer Hände: sie erfreuten sich der größten Verehrung überall, wo sie auftraten, die sie aber mit größter Demut von sich wiesen. Die Männer kamen einmal im Jahre in festlicher Stimmung zusammen aus den verschiedensten Gegenden, wo sie zerstreut waren, selbst von Sizilien her. Später, als die Zahl der Brüder noch zu Lebzeiten Francescos mehr als fünftausend betrug, fanden diese Zusammenkünfte alle drei Jahre statt. Die Brüder hatten noch keine Klöster, selbst keine eigenen Kirchen und hielten sich von Ehrungen und Würden grundsätzlich fern, denn dies war das ausdrücklichste Verlangen Francescos.

Der Name des Heiligen lebte bald in aller Munde und wirkte ſelbſt in die Ferne. Oft, wenn er in eine Stadt kam, ging ihm ein Teil der Bevölkerung entgegen und bereitete ihm einen feierlichen Empfang. Sein Einfluß, der immer höher wuchs, führte zur Begründung des ſogenannten dritten Ordens, deſſen Mitglieder allen Ständen angehörten und miteinander durch den Geiſt der chriſtlichen Liebe und Mildtätigkeit verknüpft waren. Sie bildeten eine feſte Schutzwehr gegen alle Vergewaltigung, Zwietracht und Rachſucht, woran die damalige Geſellſchaft ſo ſehr litt, und trugen das meiſte zur Verbreitung ſozialer Gerechtigkeit bei. Ein Beiſpiel des Geiſtes und der Wirkung dieſes dritten Ordens iſt der ſpäter ſelig geſprochene Lucheſio: er behauptete ſich anfangs als ehrgeiziger Politiker, und ſeine Habgier und ſein Machtgelüſte laſteten ſchwer auf denen, die von ihm abhängig waren. Durch den ſtillen Einfluß, der von der Wirkſamkeit des Heiligen ausging, erwachte in ihm ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl; er begann ſich der Armen wie ein Bruder anzunehmen, ſagte ſich von ſeinem Reichtum los, begnügte ſich mit wenigem Landbeſitz, verteilte aus dem Erlöſe ſeiner verkauften Güter Geld und Lebensmittel an die Bedürftigen und bebaute eigenhändig ſeinen Acker.

9.

Franziskus zog unermüdlich aus einer Stadt in die andere und verkündete überall die Worte der Verſöhnung, der Gerechtigkeit und der Liebe; er bewirkte die Annäherung der Menſchen aneinander, die Überwindung der Scheidewände, den Frieden zwiſchen den Familien, die fortwährend gegeneinander im Kampfe lagen. Er hatte ein ſcharfes Auge für alle Übel, aber nicht die geringſte Abneigung gegen die Urheber der Übel. Seine Worte ſtanden der Entrüſtung ebenſo fern, wie dem Pathos. Man fühlte aus ihnen die Hoheit einer auserwählten Seele und zugleich die Tiefe der Hingebung heraus. Und ſo hielten dieſe Worte hoch und nieder wie gebannt.

Seine ganze äußere Erſcheinung ſprach von größter Milde und zugleich von unbezwingbarer Willenskraft: ſeine kleine, ſchmächtige Geſtalt war ſehr beweglich, ſein durchgeiſtigtes Antlitz, das von einem dunkeln, dünnen Bart umrahmt war, trug Züge von Geſinnungsadel, ſein feingeformter Mund mit den weißen, dicht aneinander gereihten Zähnen lächelte in wahrem Wohlwollen, ſein dunkles Auge war von feuriger Lebhaftigkeit und ſeine hellklingende Stimme eindringlich und gütig. Seiner Rede wohnte eine Wirkung inne, die das Herz traf. Gebildete und Ungebildete, künſtleriſche

und unkünſtleriſche Naturen — alle waren davon gepackt, denn es war die Sprache des Herzens, ohne Nebenwege und Umwege. Es war keine gewollte, geſchweige denn einſtudierte Beredſamkeit. Nie bereitete er ſich auf eine Rede vor, und auch das einzige Mal, wo er beim Auftreten vor dem Papſte Honorius und deſſen Würdenträgern ſich eine Predigt hatte zurechtlegen müſſen, vergaß er beim Beginn alles, was er zu ſagen ſich vorgenommen hatte, und überließ ſich ſeiner unmittelbaren Begeiſterung. Seine Reden hatten meiſtens den Kern des Lebens zum Gegenſtande, und ſeiner Ausdrucksweiſe war die ganze Natürlichkeit und Einfachheit einer liebevollen Seele anzumerken. Seine Zuhörer konnten ſich auch gar keine Rechenſchaft darüber geben, wo die Wirkung ſeiner Worte lag. Aber jeder mußte die Selbſtvergeſſenheit und grenzenloſe Aufrichtigkeit und Unerſchrockenheit heraushören: er habe ſtets in Furchtloſigkeit die volle Wahrheit geredet, ſagt auch ſein Jünger Thomas von Celano — *non timens reprehensorem veritatem fidelissime loquebatur.*

Im Kampfe zwiſchen den niederen und den höheren Ständen trat er als Verſöhner und Friedensſtifter zugunſten der Unterdrückten und Enterbten auf, aber jede Art von Haß galt ihm als verwerflich auch bei den

niederen Ständen. Sein eigenes Mitgefühl ſtand hoch über allen Parteien und Klaſſen. In ſeiner Vaterſtadt trugen ſeine Predigten das meiſte dazu bei, die heftigen politiſchen Zwiſtigkeiten beizulegen. Ein Zeitgenoſſe, der eine Predigt des Heiligen im Jahre 1220 in Bologna gehört hatte, berichtet von ihrem Eindruck: Faſt die ganze Stadt ſei zugegen geweſen; überaus kunſtlos habe Franziskus geſprochen, und doch durch ſeine Erſcheinung bewirkt, daß die miteinander in wütendem Kampfe liegenden Familien und Parteien ſich ausſöhnten.

Seine Ausdrucksweiſe muß einen unnachahmlichen Seelenklang gehabt haben. Die tiefe Wirkung ſeiner eindringlichen Reden kam nicht von etwas, das man wiedergeben und weitererzählen konnte, ſondern von ſeiner großen Offenheit und Selbſtvergeſſenheit. Die Wirkung ſeines Auftretens teilte ſich ſogar Gelehrten und denen mit, die durch feine Bildung verwöhnt waren: in manchen, die ihn anfangs nur aus Neugierde hatten hören wollen, wurde durch ſeine Worte etwas geweckt, das ihnen wie eine Offenbarung aus einer ganz andern Welt vorkommen mußte. Unter dem tiefen Eindruck ſeiner Rede nahm Niccolò Pepoli, der Rechtsgelehrte von Bologna, das Ordenskleid. Sein inneres Leben war ſtärker und reicher als das, was

er in Worten äußern konnte. Gerade dies mag ihnen auch die unverſiegbare Kraft und Friſche gegeben haben; wie die Sonne jeden Tag von neuem aufgeht und verborgenes Leben weckt, ſo mögen auch Francescos Worte immer das gleiche enthalten und doch eine immer neue lebenweckende Kraft bekundet haben. Gewiſſe Ausdrücke hatten für ihn eine tiefe innere Bedeutung, die er ſeinen Zuhörern nicht leicht verdeutlichen konnte; ſo ſagte er ſelbſt, daß die Begrüßung, mit der er den Menſchen begegne: ‚Gott gebe dir Frieden' für ihn eine Offenbarung aus einer höheren Welt geweſen ſei.

Frieden trug Francesco in die Dörfer und Städte, in die Hütten und Paläſte. Die Kraft, die Gemüter zu beruhigen, die Leidenſchaften zu beſchwichtigen, war die Gabe, die er als eine Gnade von oben empfand.

10.

Der Ordensbruder Maſſeo fragte einmal Franziskus, erſtaunt über die Anziehungskraft, die er auf die Menſchen ausübte: ‚Warum laufen gerade dir alle Leute nach, ſo daß jeder von ihnen dich ſehen und hören, auch dir zu folgen beſtrebt zu ſein ſcheint? Du biſt ja kein Menſch von einnehmender Körpergeſtalt, kein Menſch von großem Wiſſen, auch nicht

von adeliger Herkunft; woher mag es nur kommen, daß gerade du die Leute mitreißest?' Franziskus soll seinem Gefährten darauf geantwortet haben, Gott habe hienieden kein geringeres Geschöpf finden können, durch das er seine Zwecke erreichen wollte, damit man ja sehe, daß alles Gute keineswegs vom Geschöpfe, sondern nur vom Schöpfer kommt.

Die vollständige Hintansetzung seiner eigenen Person war auch der Quell der großen Anziehungskraft, die von dem Heiligen auf die Mitmenschen ausging: keinen Augenblick verleugnete sich seine Demut, und trotz der hohen Stufe der Vollendung, die er in der Selbstüberwindung erlangt hatte, hielt er sich noch für den Letzten und Geringsten. Aus Scheu vor jeder Erhöhung wollte er lieber in der Selbsterniedrigung das Äußerste tun, und da er alles, was er innerlich erlebte, aus einem gewissen künstlerischen Drange heraus zu versinnbildlichen trachtete, so nahm er oft, um jeder Bewunderung für seine Person das stärkste Gegengewicht zu schaffen, zu den naivsten Mitteln seine Zuflucht: so befahl er einmal einem seiner Ordensbrüder, ihn mit erniedrigenden Worten anzusprechen. Durch seine Demut wußte er alle Bollwerke des Hochmuts und alle Festungen der Selbstüberhebung einzunehmen. Als er einmal in Terni

eine Predigt gehalten hatte, ſtellte der dortige Biſchof ſeiner Gemeinde den Prediger als einen einfachen, ungelehrten Mann vor, der alle ſeine Kraft nicht aus ſich ſelbſt, ſondern nur von Gott habe. Franziskus dankte dem Biſchof: ‚Ungleich vielen andern habt Ihr unberührt gelaſſen, was mir eigen iſt, das einzig Wertvolle vom Niederen gelöſt und Gott alles Lob geſpendet, mir ſelbſt aber nur die menſchliche Nichtigkeit zugeteilt.‘

‚Selig iſt,‘ ſagt er, ‚wer gegen ſeine Untergebenen ebenſo demütig befunden wird, als wenn es ſeine Vorgeſetzten und Herren wären.‘ – Der ‚heilige Gehorſam‘, der ihm ſelbſt das tiefſte Bedürfnis war, galt ihm als ein Quell unverſiegbarer Kraft. Wenn ein Mitbruder einer Bitte von ihm kein Gehör ſchenkte oder in Verſtimmung eine mürriſche Antwort gab, ging er ſtets davon, ohne im geringſten ſich darüber aufzuhalten, und jede Erinnerung daran war in ihm ſofort ausgelöſcht. Um keinen Preis wollte er die ihm als dem Begründer des Ordens zukommende Sonderſtellung anerkennen; er war im Gegenteil ſtets bemüht, ſich ſeinen Brüdern unterzuordnen. Er wollte ſogar auf den ſich ihm zugeſellenden Begleiter verzichten, den er in der erſten Zeit immer auf ſeine Miſſionsreiſen mitnahm. ‚Ich ſah einmal einen Blinden,

der nur einen kleinen Hund als Begleiter auf ſeinem Wege hatte. Ich möchte nicht vor dieſem Blinden etwas voraus haben,' bemerkte er.

Wiewohl er ſelbſt die höchſten Forderungen an ſeinen Körper ſtellte, empfahl er doch ſeinen Genoſſen, ſich ja vor jeder geſuchten Selbſtkaſteiung in acht zu nehmen und dem Körper das ihm Notwendige zu geben, damit er dem Geiſte diene. Auf dem ſogenannten Strohmattenkapitel gebot er ſeinen Ordensbrüdern, die damals zu Tauſenden um ihn verſammelt waren, ausdrücklich, kraft des heiligen Gehorſams, zu keinen übertriebenen Bußübungen und mechaniſchen Kaſteiungen ihre Zuflucht zu nehmen. Franziskus ſelbſt brachte es freilich durch innere Kraft dahin, ſeinen Körper, ‚den Bruder Eſel', ganz dem Geiſte untertan zu machen, und er mutete ihm faſt Unmögliches zu: gekochte Gerichte erlaubte er ſich faſt nie zu eſſen, nie trank er Wein, und ſelbſt das Waſſer zur Stillung des Durſtes nie in ausreichendem Maße; ſelbſt wenn er irgendwo zu Gaſt war, ſchlief er immer auf dem nackten Fußboden. Auch im kranken Zuſtande wollte er dem Drängen ſeiner Umgebung nicht nachgeben, unter der Kutte doch ein Stück warmes Fell annähen zu laſſen. Trotzdem daß er Jahre hindurch an den Augen, am Magen und an

der Milz krank war, wollte er ſich nie dazu bewegen laſten, von den Entbehrungen abzugehen. Aber er hütete ſich davor, den Sieg, den er über ſeinen Körper errungen hatte, zur Schau zu tragen: wenn er bei reichen Leuten an der Tafel ſaß, aß er immer ein wenig von den aufgetragenen Gerichten mit, um ſeine Gaſtgeber nicht zu kränken. Manchmal hielt er es ſogar für nötig, über die Speiſe etwas Aſche zu ſtreuen, um ihr ſo wenig wie nur möglich abzugewinnen, und ſagte dann den Brüdern, die Schweſter Aſche ſei keuſch.

Zu ſeinem tiefen Ernſt geſellte ſich echte Heiterkeit und kindliche Unmittelbarkeit. Dem Wunſche der heiligen Klara, zuſammen mit den Brüdern in der Portiuncula einmal zu ſpeiſen, kam er aufs ritterlichſte entgegen. Seine Teilnahme für die Menſchen ging ſo weit, daß ſie ſich auch auf ihre unſchuldigen Spiele erſtreckte. Einmal kam er in ein Schloß gerade zu der Zeit, wo dort ein fröhliches Feſt gegeben wurde, wozu viele Adelige aus der Umgebung geladen waren. Er ließ ſich nicht davon abhalten, hineinzugehen und bewegende Worte an die Anweſenden zu richten. Da wandte ſich der Graf von Chiuſi an ihn mit der Bitte, ihm einen Rat in einer Gewiſſensfrage zu geben. Franziskus ſagte ihm aber,

er möchte ſich ja nicht beim feſtlichen Gelage und beim Turnier durch die Beſprechung ernſter Dinge ſtören laſſen. Stets zeigte er das feinſte Taktgefühl in ſeinem Umgange mit den Angehörigen der verſchiedenen Geſellſchaftsſchichten. Jede Düſterheit erſchien ihm als eine Ausgeburt niederer Kräfte, wogegen ihm die ſeeliſche Heiterkeit als ein Kind des Himmels galt. Zu einem Ordensbruder, den er einmal in düſterer Verſunkenheit traf, ſagte er, es zieme ſich nicht für einen Diener Gottes, ein trauriges und trübes Geſicht zu machen. Der Papſt Gregor IX. erzählt, ſchon der Anblick, geſchweige denn die Unterhaltung des Heiligen habe ihn ſtets aus aller Verſtimmung herausgeriſſen, allen Nebel aus ſeinem Gemüte verſcheucht und heiteren Sonnenſchein hineingetragen. Selbſt auf ſeinem letzten Krankenlager blieb Francesco bei allen großen Schmerzen auch nach außen heiter, und er verlangte von den ihn umgebenden Ordensbrüdern, ihm vorzuſingen, als wenn es zu einer Feier wäre. Der Bruder Elia, der damalige General des Ordens, hielt es für geboten, Franziskus darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſes Betragen im Angeſichte des Todes den Menſchen anſtößig erſcheinen könnte. Mit der ihm eigenen Glut erwiderte darauf Franziskus: ‚Bruder, laß mich froh-

locken und Gott in allen meinen Leiden preisen, denn mit Hilfe seiner Gnade fühle ich mich so unlösbar geeinigt mit dem Himmel, daß ich mir wohl erlauben darf, über seine Barmherzigkeit Freude zu empfinden und sie auch zu zeigen.'

Der Festigkeit seiner Willenskraft tat sein überströmendes Mitgefühl und seine Einsicht niemals Eintrag. Er litt mit den Leidenden und freute sich aufrichtig mit den Fröhlichen. Vorwürfe und Strenge hielt er für etwas, wodurch das Gegenteil von Heilung und Besserung erreicht werde – *parcebat virgae, ut parceret animae,* wie sein ungenannter Biograph aus dem 13. Jahrhundert sagt. Selbst auf Verbrecher erstreckte sich seine Liebe: so veranlaßte er einmal seine Genossen, einer Räuberbande, die sich in der Nähe von Borgo San Sepolcro in einem Walde aufhielt, Lebensmittel zu überbringen und die ‚Brüder Räuber' liebevoll zu bedienen, denn nur so könne man in solchen Menschen eine Umkehr bewirken. Als der Bruder Angelo einmal Briganten, die die Ordensbrüder um Almosen angingen, im Predigertone angefahren hatte, bat ihn Franziskus, sich deswegen bei ihnen demutvoll zu entschuldigen. Und wirklich wurden auch manche Übeltäter durch diese liebevolle Art des Heiligen auf einen neuen Lebensweg gebracht.

Seine Liebe ſtand fern allem Wägen und Erwägen: ſie umfaßte die ganze ſichtbare Welt, die ihr aber zu klein erſchien. Mit der ihr eigenen Sicherheit ſchritt ſie aus den Schranken der Zeitlichkeit dorthin, wo es keine Grade und Maße gibt. Die Liebe hat in Franziskus Körper angenommen: ſie ſchwankte bei ihm nicht zwiſchen Gefühl und Überlegung, ſondern durchdrang ihn ganz. Seine Liebe war das tiefſte Gefühl des Verbundenſeins mit allem Leben. Er ſah wohl die Schatten, aber das ſtarke Licht in ihm verzehrte ſie. Oft muß es ihm zumute geweſen ſein, als wenn es gar keine Grenze zwiſchen ihm und den lebenden Weſen gegeben hätte. Selbſt auf die Tierwelt übertrug ſich dann ſeine grenzenloſe Sympathie: er unterhielt ſich mit den Tieren, als wenn ſie ihn hätten verſtehen können, als wenn er überzeugt geweſen wäre, daß die Sprache der Liebe ihren Widerhall in aller Kreatur finden müſſe, als wenn die Liebe auch das Tier, wenigſtens für Augenblicke, von der Enge, in die es gebannt iſt, erlöſen könnte. ‚Meine lieben Brüder,‘ redete er die Vögel im Tale von Spoleto an; er bewunderte ſie, da ſie, trotz ihrer Armut, doch alles hätten, weſſen ſie bedürfen, und daß ſie ſich nicht ſo viel abmühen müßten wie die Menſchen, auch daß ſie in einer höhern und reinern Luftſchicht

hausen. Wenn doch die Menschen, die ja schon durch ihren Geist auf Höhe und Reinheit angewiesen sind, ebenfalls so frei atmen könnten! Wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte er ein Gesetz zum Schutze der ‚Schwester Lerche' ausgewirkt: war sie ihm doch das Sinnbild der Schwungkraft, der Befreiung von dem irdischen Dunst, weshalb er sie auch seinen Brüdern als Beispiel hinstellte, wie man sich von der Erde zum Himmel wenden solle. Inmitten der Predigten, die er oft unter freiem Himmel hielt, konnte er seiner überströmenden Liebe zu den Tieren einen naiven Ausdruck geben. Als er bei einer solchen Predigt einmal von einem in seiner Nähe vorbeifliegenden Zuge Schwalben gestört wurde, soll er ausgerufen haben: ‚Ihr kleinen Schwestern Schwalben, an mir ist es jetzt zu reden; da ich Gottes Wort verkünde, so verhaltet euch ruhig, bis ich ausgeredet habe!' Ebenso spricht er einmal in Siena die Tauben als seine unschuldigen Schwestern an: er möchte ihnen Nester bauen, wo sie in Ruhe und Sicherheit vor den bösen Menschen bleiben könnten. In Greccio liebkost er den Bruder Häslein. Den Bruder Fasan, der ihm während einer Krankheit geschenkt worden war, wollte er um keinen Preis schlachten lassen und gab ihm die Freiheit wieder. Es ist nur der Ausdruck

dieſer aufrichtigen Liebe des Heiligen zu der Tierwelt, wenn die Legende erzählt, die Tiere hätten ſeine Sprache verſtanden, durch ihre Anhänglichkeit ſeine Liebe erwidert, von der ihnen verliehenen Freiheit keinen Gebrauch machen und aus Dankbarkeit immer wieder zum Heiligen zurückkehren wollen. Einmal trifft er einen Bauern, der zwei junge Lämmer gebunden auf ſeinen Schultern trug. Ihr Blöken rührte Franziskus. ‚Warum quälſt du meine Brüder, die Lämmer?‘ ſoll er den Bauern gefragt haben. Als dieſer nun erwiderte, er trage ſie auf den Markt zum Metzger, ſoll ihm Franziskus ſeinen Mantel angeboten haben, wenn er die Lämmer nicht ſchlachten, ſondern weiter aufziehen wollte. Den Bienen verabreichte er im Winter Nahrung, und ſelbſt die Würmer, die er auf dem Wege fand, hob er liebevoll auf und trug ſie auf die Seite, damit ſie nicht zertreten würden.

Ebenſo groß war ſeine Liebe zur Natur, zu der Landſchaft mit ihrem Licht und ihren Schatten, zu den Hügeln und Felſen, zu den grünen Matten Umbriens, die ſich wie bunte Teppiche ausbreiten, zu dem friſchen Duft des Waldes, zu den wogenden Kornfeldern und zu den Blumen. Aber für Franziskus war die Natur nur ein Abglanz des lebendigen Gottes, eine Hülle des ſchaffenden Geiſtes. Da

er ſelbſt das Reich Gottes in ſeinem reinen Herzen fand, ſo konnte ihn auch die Natur mit Friſche und Freudigkeit erfüllen: der häßliche Kampf der Geſchöpfe gegeneinander verſchwand ſeinem inneren Auge vor der Erlöſung, die Chriſtus, trotz allen entwürdigenden Leiden, nicht nur den Menſchen, ſondern auch den Tieren, den Pflanzen und den Elementen gebracht hat. Seinen eigenen inneren Frieden, der aus dem Überſchuß von Liebe kam, konnte Franziskus auf die ganze Natur übertragen, auf den ‚Bruder Feuer' und den ‚Bruder Wind', ja ſelbſt auf den ‚Bruder Tod'. Vom Grashalm bis zu den Sternen – alles erregte in ihm liebevolle Dankbarkeit. Den Ordensbruder, der den Garten der Portiuncula pflegte, bat er, er möchte den anmutigen Blumenkindern neben den nützlichen Gewächſen eine Stelle gewähren. Die Waldeinſamkeit erfüllte ihn mit Entzücken, und Weingärten und Wieſen waren ſeine Augenweide: Es war das Gefühl des Dankes gegen den Schöpfer aller Dinge. In ſeiner Betrachtung der Natur ſtellte er die Seele tätig und wirkſam der Außenwelt gegenüber; er ließ ſie nicht etwa in der Natur aufgehen, ſondern führte ſie auf ihren göttlichen Urquell zurück. Er hatte keine Furcht vor den zerſtörenden Gewalten der Natur, weil ſein Inneres voller Zuverſicht war.

Wenn Franziskus in abgeſchloſſener Einſamkeit weilte und den ganzen Abſtand ſeiner Weltentrücktheit ſich vergegenwärtigte, da mußte ihm der unvermeidliche Kampf zwiſchen den dunkeln Gewalten und den lichten Mächten wie ſichtbar entgegentreten. Aber ſein Auge ſuchte dann den Quell des ewigen Lichtes, und alle Schatten zerſtreuten ſich wieder: iſt doch Gott der liebevolle Schöpfer, während die Natur ohne Gott eine ſinnloſe Vernichterin iſt. Die Glaubensfreudigkeit, das uneingeſchränkte Vertrauen zum ſchöpferiſchen Geiſte, zu Chriſtus als dem Beherrſcher und Überwinder der Finſternis, war die Grundſtimmung ſeiner Seele. Sein eigentlicher Seelenzuſtand iſt ein durchleuchtetes Empfinden, das ſich ſo deutlich in ſeinem Sonnenliede kundgibt, dieſem Lobgeſang auf den Schöpfer, den er zwei Jahre vor ſeinem Tode dichtete, dieſem Ausdruck erhabener Kindlichkeit.

Wie der geniale Kunſtſchöpfer ſtets von der lebendigſten Anſchauung ausgeht, ſo auch Franziskus bei dem Ausdruck ſeiner innerſten Regungen. Der Bruder Leone, ſein Jünger, erzählt, wie Franziskus, wenn er betete, bisweilen zwei Stücke Holz auflas und mit dem einen über das andere wie mit einem Fiedelbogen über eine Geige ſtrich und dabei in feſtlichſter

Stimmung Lieder ſang. Der Geſang war für ihn ſtets der Ausdruck innerer Gehobenheit. Er vergaß, wenn er den auferſtandenen Chriſtus ſich vergegenwärtigte, der über das menſchliche Leiden geſiegt hat, allen irdiſchen Schmerz, alles menſchliche Elend, und er ſah dann nur den Himmel in vollem Glanze. Wenn er ſich aber den Gegenſatz zwiſchen Chriſtus und der ihn verkennenden Welt vergegenwärtigte, ſo konnte er ſich der Tränen nicht erwehren, als wenn er bei der Kreuzigung Chriſti ſelbſt zugegen geweſen wäre. Jedesmal, wenn er an das Leiden des Erlöſers dachte, ſchluchzte er wie ein Kind, ſo daß das viele Weinen in ſeinen letzten Lebensjahren ſeine Sehkraft ſchwächte. Er ſuchte dann die vollkommene Einſamkeit auf in Erinnerung an das Gebet Chriſti auf dem Ölberge; er fühlte dann eine geſteigerte Kraft, und zugleich kam ihm die Ohnmacht und Gebrechlichkeit der leiblichen Hülle zum Bewußtſein. Seine tiefe Liebe zu Chriſtus, ſein ritterlicher Sinn und ſeine lebhafte Einbildungskraft mußten in ihm auch ein unüberwindliches Verlangen nach dem Märtyrertode wachrufen: ſchon kurz nach der Begründung ſeines Ordens wollte er das Wort Chriſti zu den Mohamedanern tragen; ſein Erſcheinen vor dem Sultan war von der Kühnheit eingegeben, die vor nichts zurückſchrickt, und von der

feurigen Begeiſterung, die bereit iſt, die Wahrheit mit jedem Opfer zu beſiegeln.

Bei dem Gegenſatz zwiſchen ſeinem glühenden Gefühl und der Gebrechlichkeit ſeines Körpers mußte er bisweilen auch die Macht des Dämoniſchen empfinden: der unterdrückte Leib ſuchte an dem ihn beherrſchenden Geiſte ſich zu rächen und Schatten über das reine Licht zu werfen. – Mit der Glut ſeines geſteigerten Schauens, die alle irdiſchen Hüllen verzehren wollte, mag auch zuſammenhängen, daß er in ſeinen letzten Lebensjahren durch die Verſenkung in die Leiden des Erlöſers die Wundmale des Gekreuzigten an ſeinem eigenen Leibe wahrnahm. Er befand ſich damals in tiefſter Einſamkeit in Alverna, einer entlegenen rauhen Gegend des Appenins, wo er ſich die größten Entbehrungen auferlegte. Die äußeren Zeichen der Wundmale waren der Ausdruck ſeines tiefſten Miterlebens der Leiden des Erlöſers, weshalb auch die drei Gefährten in ihren Aufzeichnungen bemerken: ‚Sein Leben lang trug er die Wundmale Jeſu in ſeinem Herzen – *semper dum vixit stigmata Domini Jesu in corde suo portavit.*‘

Neben der Kreuzigung Chriſti ſtand die Geburt Chriſti lebendig in ſeinem Geſichtskreis. Ein geiſtiges Entzücken bemächtigte ſich ſeiner, wenn er ſich das Licht der Welt vergegenwärtigte, das in einer armſeligen

Hütte leuchtete: es war dies die Verherrlichung der Armut, in deren Dienste er selber mit solcher Hingebung stand. Weihnachten war daher für ihn sein eigentliches Fest, das Fest der Armut und der Armen, und er wollte, daß die Reichen sich bei dieser Feier zur Pflicht machten, die Armen mit allem Nötigen zu versehen. Er bedauerte auch, daß nicht eine Vorschrift bestehe, zu dieser Feier Körner auf alle Wege zu streuen für die Vögel, besonders für ,unsere Schwestern, die Schwalben', selbst dem Ochsen und dem Esel sollte dann besseres Futter verabreicht werden.

11.

Aus der Betrachtung der Leiden Christi, die ihn zur Erde und zu ihrem Elend führte, trat Franziskus immer wieder in die Sphäre verklärender Liebe und innerer Erleuchtung. Wie er darauf bedacht war, sein Leben zu einem reinen Gottesdienste zu gestalten, ohne alles Räsonieren, so war er auch bestrebt, nichts als die reinste Gesinnung zu lehren. Zwischen Gedanken und Tat gab es für ihn keinen Abstand: im Herzen müsse das leben, was gedacht und mit dem Munde geäußert wird. Seinen Anhängern schärfte er ein, vor jeder Selbstgerechtigkeit auf der Hut zu sein; denn nur so sei die Heilung der Wunden und der Übel möglich.

Steht doch die ſelbſtgerechte Tugend in einem engen Bunde mit der Heuchelei. Vor dem Roſt des Herzens ſollten ſie ſich noch mehr in acht nehmen, als vor allem Laſter. Selbſt die Tugenden mürriſcher Menſchen galten in ſeinen Augen gar wenig, weshalb er auch ſagte: ‚Schädlicher iſt es, mit Tugenden Mißbrauch zu treiben, als gar keine zu haben.' – Was helfen uns die Fähigkeiten und Kenntniſſe, wenn wir doch kalt, berechnend und lieblos gegen unſere Mitmenſchen ſind? Was hilft uns auch alles Beten und Faſten, wenn wir innerlich dadurch nicht geläutert werden? Deshalb meint auch Franziskus: ‚Der Sünder kann wohl beten, faſten, ſich zerknirſchen und ſogar ſein Fleiſch kaſteien, aber es gibt etwas, das er doch nicht kann: Gott treu ſein!' Ein andermal bemerkt er, es gebe viele, die ihre Gebete verrichten, dem Gottesdienſte beiwohnen, die Faſten einhalten, die aber wegen eines ihnen unangenehmen Wortes oder wegen einer ihnen zuſtoßenden Ungerechtigkeit aus der Faſſung kämen: ſie wüßten eben nicht, was auf dem Grunde des Chriſtentums liege, und was es heiße, ſogar die zu lieben, die uns verletzen und mißhandeln.

Das Weſentliche im Zuſammenleben der Menſchen ſollte durch keine Vernünftelei verſchoben, durch keine Theorien verdunkelt werden. Iſt doch das Wichtigſte

5*

für uns, mit den Mitmenſchen auszukommen: ‚Selig ſelig, wer ſeinen Nächſten in ſeiner ganzen Gebrechlichkeit zu ertragen weiß – *beatus homo qui sustinet proximum suum secundum suam fragilitatem.*‘ Wer kein tiefes Mitgefühl hat und keine Verzeihung kennt, der kann auch gar nicht erfahren, weshalb Gottes Wort hienieden Fleiſch geworden iſt. Daher ruft auch Franziskus aus: ‚Wiſſe, teuerſter Bruder, daß die Güte des Herzens eine der Eigenſchaften Gottes iſt, denn Gott gibt in ſeiner Barmherzigkeit den Gerechten wie den Ungerechten Sonne und Regen; die Güte des Herzens iſt die leibliche Schweſter der Liebe, denn ſie vertilgt allen Haß und behält nur das Mitgefühl bei.‘ Die tiefſte Wirkung auf die Menſchen kann ja auch nur vom Mitgefühl ausgehen, keineswegs von der unerbittlichen Starrheit. Zwei Jahre vor ſeinem Tode ſagte Franziskus, die Diener Gottes ſeien ſeine Sänger, die danach trachten, die Herzen der Menſchen aufzurichten und ſie zu der wahren Heiterkeit des Geiſtes anzuregen.

Viele, die ſich zu Chriſtus bekennen, ſind geneigt, außer acht zu laſſen, daß die weſentliche Forderung des Chriſtentums in der Läuterung des Willens und nicht im abſtrakten Denken beſtehe – *Christo, il quale in prima cominciò a fare e poi ad insegnare.* Unſer

Denken darf nicht den uns von Christus angewiesenen Mittelpunkt verlassen und ein selbständiges Dasein führen. Das Notwendigste, was der Mensch zu wissen braucht, ist nur das, was verwirklicht werden kann – *tantum homo habet de scientia quantum operatur.* Wozu auch so viele Umwege und all die weitschweifigen Erörterungen, wenn doch Christus das, was den Menschen wirklich nottut, in größter Kürze und Deutlichkeit gezeigt hat? Hat sich doch Christus stets der bündigsten Worte bedient – *verbum abbreviatum fecit Dominus super terram,* sagt Franziskus in seiner Regel vom Jahre 1223. Weitschweifige oder gar unnütze Bücher waren ihm daher ein Greuel, da sie den Menschen von seiner Bestimmung abhalten, die in der Gediegenheit des Gefühls und nicht in dem Prunke der Gedanken bestehe. Die Schriftgelehrten galten ihm als kalte und seelenlose Menschen – *intus frigidi et vacui,* und ihre Klugheit erschien ihm als ein verheerender Wind, der über die Saatfelder geht.

Den stärksten Nachdruck legte er darauf, daß seine Regel nicht durch Deuteleien verunstaltet werde, als wenn die klaren Worte, in denen sie abgefaßt sei, noch einer Deutung bedürften: ‚Man versehe meine Regel nicht mit Glossen und deute an meinen Worten nicht herum, etwa in der Art: so wollte er verstanden

ſein – *ut non mittant glosas in regula, neque in istis verbis dicendo: ita volunt intelligi'* – heißt es in ſeinem Teſtamente. Er kann nicht oft genug wiederholen, daß ihm bei der Begründung ſeines Ordens etwas ganz anderes vorgeſchwebt habe, als äußeres Wiſſen und die Kunſt der Dialektik. Alle großen Helden, bemerkt er einmal, ſeien berühmt geworden durch ihre Taten, die ſie im Schweiße ihres Angeſichtes verrichtet haben, auch die Märtyrer ſeien in dem Kampfe für Chriſtus und ſeine Wahrheit gefallen; ſpäter aber kämen viele, die ſich Ehre und Lob bei den Menſchen durch die Berufung auf jene Taten erwerben, auch gebe es viele, die nur durch äußerliches Herſagen deſſen, was die Heiligen getan haben, geehrt ſein wollen. Als ihm einige Ordensbrüder mit einem ſichtlichen Gefühle des Stolzes von dem Märtyrertode ihrer Gefährten in Marokko erzählten, ſoll er es ihnen mit den Worten verwieſen haben, jeder möge ſich ſeines eigenen Märtyrertums und nicht des Märtyrertums der anderen rühmen.

Die ſchlimmſte Eigenſchaft des Fleiſches in ſeinem unausbleiblichen Kampfe gegen den Geiſt beſteht für Franziskus darin, daß es ſich ſogar Dinge zuzueignen gewohnt ſei, die in das Gebiet des Geiſtes gehören: ‚Selbſt das, was der Seele und nicht ihm gehört, eignet

ſich das Fleiſch in frecher Weiſe an und möchte auch den Preis der Tugenden, die Frucht des Nachtwachens und des Gebetes beſitzen, um ja die Seele aus ihrem Eigentum zu verdrängen; ſelbſt von den Tränen will es noch ſeinen Zoll haben.‘

Während Franziskus ſonſt auch für die Schriften der Heiden Achtung hatte, weil das Gute, das darin enthalten iſt, nicht heidniſchen, ſondern göttlichen Urſprungs ſei, galten ihm die intellektuellen Streitigkeiten in der Theologie als Auswüchſe des Geiſtes: kommen ſie doch entweder aus einem Mangel an Liebe, oder ſie arten in Liebloſigkeit aus. An den heiligen Antonius, der als Lehrer der Theologie auftreten wollte, ſchrieb er, er möge doch ſtets darüber wachen, daß der Geiſt des heiligen Lebens, d. h. die Innerlichkeit, dabei nicht verlöſche. Als einmal in Siena ein gelehrter Jünger des heiligen Dominik von ihm verlangte, den Sinn der Worte des Propheten Ezechiel zu erklären, daß, wer dem Gottloſen die Gottloſigkeit nicht vorhalte, Rechenſchaft über dieſe Unterlaſſung werde ablegen müſſen, ſagte anfangs Franziskus, er fühle gar nicht den Beruf in ſich, bibliſche Texte zu deuten, ihm ſtehe nur zu, Deutungen von Sachkundigen zu empfangen. Auf das weitere Drängen des Dominikaners ſoll Franziskus erwidert haben, ihm ſcheine der allgemeine Sinn der

angeführten Worte der zu ſein, daß der wahre Diener Gottes, d. h. der innerlich von warmem Leben durchglüht iſt, ſchon durch ſein leuchtendes Beiſpiel und durch die Wirkung ſeines Lebens dem Gottloſen zeigen könne, was Gottloſigkeit iſt.

Franziskus bedurfte des vielen Studiums und Nachdenkens nicht, um die Lebenswahrheit zu erkennen; denn, wie der heilige Bonaventura ſich ausdrückt: wo die Gelehrſamkeit draußen ſtehen bleibt, da öffnet ſich das Innerſte für die große Liebe – *ubi magistralis scientia foris stat, affectus introibat amantis.* Seine Bildung war eine ganz innerliche; er mochte auch das Schreiben nicht: nicht nur Briefe und Ermahnungen an ſeine Brüder, ſondern ſelbſt Gedichte diktierte er einem Gefährten in die Feder. Für die provençaliſche Sprache, die Sprache der damaligen gebildeten Welt, hatte er eine beſondere Vorliebe: im Zuſtande der Begeiſterung gab er immer ſeinen Gefühlen auf franzöſiſch Ausdruck. Mit vollkommener Richtigkeit redete und ſchrieb er aber weder provençaliſch noch lateiniſch. Er geſteht einmal, ſeine Wißbegierde habe auch ihn zu den Büchern führen wollen, er habe aber Gott gebeten, ihm zu zeigen, ob dies der rechte Weg ſei; da ſei ſein Blick auf die Worte des Evangeliums gefallen: ‚Euch iſt es gegeben, die Geheimniſſe des

Gottesreiches zu erkennen, den andern aber nur in Gleichnissen, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen.' – Daher wollte er auch nicht, daß seine Ordensbrüder sich dem Studium theologischer Schriften zuwendeten. Mit Giovanni da Stracchia, dem Provinzial in Bologna, der dort einen Kursus der Theologie eröffnet hatte, geriet er sogar in einen Konflikt, weil dieser seiner Weisung, den Unterricht einzustellen, nicht folgen wollte. Harte Worte hatte er bisweilen über Bücher, die von keiner lebendigen Seele zeugen und daher nicht erheben können: solche Bücher wollte er zum Fenster hinausgeworfen sehen oder an einem dunkeln Orte vergraben wissen. Ein Funke wahrer Liebe sagte ihm weit mehr zu, als die vollen Hände überflüssigen Wissens. Als einmal die arme Mutter eines seiner Ordensbrüder nach der Portiuncula kam, um ein Almosen zu erhalten, da wandte sich Franziskus an seinen Stellvertreter Pietro Catani mit der Frage, ob sie etwas hätten, das man der Frau geben könnte. Auf dessen Antwort, sie hätten nichts als das Neue Testament, worin sie des Morgens zu lesen gewohnt waren, versetzte Franziskus: ‚Geh und gib unserer Mutter das Neue Testament, denn daran wird Gott größeren Gefallen haben als an unserm Lesen darin.' Und ein andermal

ſagte er zu einem Novizen, der ihn immerfort um einen Pſalter anging, den er ihm nicht geben wollte: ‚Wenn du den Pſalter haſt, wird doch dein Verlangen bald nach dem Breviere gehen, und wenn du nun dieſes haſt, wirſt du dich auf den Lehrſtuhl hinſetzen wollen, gleich einem würdevollen Prälaten, und dann deinem Bruder befehlen, dir das Brevier zu bringen.‘

Allen Diskuſſionen war er tief abgeneigt, und er wollte auch nicht, daß ſeine Brüder ſich in Auseinanderſetzungen mit dem Klerus einließen und über die Schwächen und die Lauheit der Geiſtlichkeit zu Gerichte ſäßen. Als ‚Söhne des Friedens‘ ſollten ſie auftreten und ſo alle Herzen gewinnen. Wenn ſie auch Wunder wirkten und Dämonen austreiben könnten, ſo würde ihnen das alles doch wenig nützen, wenn ſie keine Friedfertigkeit zeigten. Als Leute aus dem Volke anfingen, das Grab eines ſeiner erſten Gefährten, Pietro Catani, als wundertätig zu verehren, mißfiel dies Franziskus, und er ſoll den Bruder Pietro beſchworen haben, die den andern Brüdern ſo nötige Ruhe ja durch keine Wundertäterei zu ſtören.

Die innerſte Freiheit vereinigte ſich bei ihm mit unbeſchränkter Anhänglichkeit an die Kirche. Der Prieſter war in ſeinen Augen der Vertreter des Geiſtes vor der Welt, und des Prieſters Verrichtung am Altare

etwas Übermenschliches durch die Vermittlung des göttlichen Wortes: tritt doch der Priester an die Christus verehrende Gemeinde mit der sich fortwährend erneuernden Verkörperung des Höchsten. Aus dem Geheimnis der Eucharistie schöpfte Franziskus die tiefsten Wirkungen, eine Steigerung seiner Seelenkraft. Diese Augenblicke waren für ihn wie eine Ewigkeit, denn er befand sich dann in einer ganz andern Welt, weit entfernt von der Welt des Scheines und der Widersprüche. Wenn er in die Welt des Kampfes und der niederen Bedingtheit zurückkehrte, glühte in ihm noch immer die Flamme, die sich ihm in jenen Augenblicken mitgeteilt hatte, und verzehrte in ihm alles Vergängliche. Er wendet sich daher an die Priester: ‚Ein großes Elend, eine beklagenswerte Schwachheit ist es, wenn Ihr Christus vor Euch gegenwärtig habt, und Eure Gedanken doch anderswo sind. Der ganze Mensch soll erbeben, die Welt erzittern, und der Himmel frohlocken, da Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, auf dem Altare vor dem Priester erscheint. Wie bewunderungswürdig ist nicht die Höhe, die es für wert hielt, sich so tief zu uns herabzulassen!‘

Seinen Brüdern gebot er, in ihren Kirchen, die nur aus Holz gebaut werden durften, jede Art von Prunk durchaus zu meiden, aber die größte Sauberkeit darin

zu wahren. In allem wollte er, daß das Innere über die äußere Form herrsche, daß Christus, der in der Kirche gegenwärtig ist, nicht minder lebendig in der Seele wirke. Das Hauptgewicht des Lebens lag für Franziskus im innern Menschen – *studebat in interiorem hominem rescondere Jesum Christum,* nach dem Ausdruck seiner drei Gefährten. Ist doch der Mensch nur soviel wert, als er vor Gott wert ist, und keinesfalls mehr – *quantum est homo coram Deo, tantum est, et non plus.* Ist doch die Sünde, nach der Auffassung des Heiligen, nur unsere Begierde, von unseren Mitmenschen mehr zu empfangen, als wir selber Gott zu geben geneigt sind. Er sagt einmal: ‚Gott als der Vater der Welt lebt in einem uns unzugänglichen Lichte, denn Gott ist der Geist, den niemand gesehen hat, weshalb er auch nicht anders als mit dem Geiste geschaut werden kann. Aber auch der Sohn, dem Vater gleich, kann nicht anders geschaut werden, als der Vater und der heilige Geist.‘ Auf die anschaulichste Weise drückt Franziskus unsere Beziehung zu Christus aus: Brüder Christi seien wir, wenn wir den Willen des himmlischen Vaters erfüllen; wer nicht durch seine Liebe und Reinheit zeigt, daß er den Sohn Gottes in sich trägt, der könne auch niemals der Weisheit des Geistes teilhaftig werden.

Auch die Kreuzigung Chriſti iſt für Franziskus nicht bloß das geſchichtliche Ereignis, ſondern vielmehr eine innere Erfahrung, die ſich fortwährend wiederholt. Er wendet ſich auch an die rätſelhafte Natur des Menſchen: ‚Alle Geſchöpfe hienieden dienen ihrem Schöpfer, jedes nach ſeiner Weiſe, weit beſſer als du; auch haben Chriſtus nicht etwa Dämonen gekreuzigt, ſondern du haſt es mit ihrer Hilfe getan, und auch jetzt noch kreuzigſt du Chriſtus durch deine Vergehen und Laſter.‘

12.

Schon in der erſten Zeit ſeines Auftretens, als er noch von der geringen Schar ſeiner erſten Gefährten umgeben war, ſprach einmal Franziskus die Befürchtung aus, daß das von ihm ausgeworfene Netz unter der Menge der Fiſche reißen könnte. Und zum Papſte Honorius ſagte er: ‚Heiliger Vater, gib mir nicht Jahre, ſondern Seelen.‘

Mit der Ausbreitung ſeines Ordens mußte die urſprüngliche Reinheit ſeiner Beſtrebungen ſtark getrübt werden. Anſichten, die mit denen des Heiligen wenig oder gar nichts gemein hatten, kamen hinzu und verdrängten die urſprüngliche Regel. Franziskus ſah, wie ſein ganzes Werk auf einen ihm völlig fremden Boden geſtellt wurde. Die minderen Brüder,

wie er ſie genannt, denen er die äußerſte Armut und Demut geboten hatte, wollten nicht mehr in ſeine Fußſtapfen treten: ſie verlangten nach Eigentum, nach kirchlichen Stellungen und Würden und nach Macht. In einemfort ſah ſich Franziskus genötigt, ihnen die Grundlagen und die urſprünglichen Tugenden des Ordens zu zeigen. Dieſe Tugenden waren in ſeinen Augen alle aufs engſte miteinander verknüpft: die Weisheit, die Einfalt, die Armut, die Demut und der Gehorſam galten ihm als die Kinder der gleichen heiligen Mutter.

In einemfort mußte Franziskus ſeine Ordensbrüder ermahnen, ja nicht herrſchen zu wollen, und die Oberen mußte er zur Demut und Barmherzigkeit anhalten: ihre Aufgabe beſtehe nicht darin, den Mitbrüdern ihre Macht zu zeigen, ſondern brüderlich zu ihnen herabzuſteigen; nicht ihnen zu befehlen, ſondern in Liebe und Demut ihnen mit Rat und Tat beizuſtehen. Schon früher hatte er einigen Brüdern, die von den Biſchöfen nicht zum Predigen zugelaſſen worden waren und deshalb ihn angingen, ihnen beim Papſte die Erlaubnis dazu auszuwirken, zu verſtehen gegeben, ſie hätten Gottes Willen noch nicht erkannt: nicht gleich den Prieſtern ſollten ſie auftreten, ſondern mit dem Beiſpiel der Armut und der Demut den anderen vorangehen – das ſei weit mehr

als alle Vorrechte, wodurch ja nur der Hochmut großgezogen werde. Und er fügte hinzu: ‚Was mich betrifft, ſo verlange ich von Gott nur das eine Vorrecht, allen Menſchen in Ehrfurcht zu begegnen und durch die Befolgung der heiligen Regel weit mehr mit dem Beiſpiel als mit den Worten auf ſie zu wirken.' Auch dem Kardinal Hugolin, dem Beſchützer des Ordens, der einige Ordensbrüder zu hohen kirchlichen Würden auserſehen hatte und ſich dabei auf die alte Kirche berief, in der ja auch arme Mitglieder zu Biſchöfen erwählt worden waren, ſagte Franziskus, die minderen Brüder hätten die Beſtimmung, nicht die erſten, ſondern die letzten Plätze einzunehmen, und nicht Würden ſollten ſie anſtreben, ſondern nur durch die Nachfolge Chriſti in der Kirche Gottes wirken.

Die Strömung gegen die urſprüngliche Regel war aber im Orden zu ſtark geworden, als daß ſelbſt Franziskus gegen ſie etwas hätte ausrichten können. Verſchiedene Ordensbrüder drangen in den Kardinal Hugolin, er möchte Franziskus beſtimmen, ſich von gelehrten Brüdern leiten zu laſſen und ſeine Ordensregel den bereits beſtehenden Regeln anzupaſſen. Es war gerade, als das Kapitel in Aſſiſi verſammelt war. Da nahm Franziskus den Kardinal bei der Hand, trat in die Mitte der überaus zahlreichen Verſamm-

lung und ſprach mit glühendem Eifer: ‚Meine Brüder, Gott hat mich auf den Weg der Einfachheit und Demut gerufen und dieſen Weg mir und allen denen gezeigt, die mir vertrauen und folgen wollen. Und ſo will ich nicht von den anderen Regeln hören, weder von der des heiligen Benedikt, noch von der des heiligen Auguſtin und des heiligen Bernhard, auch ſonſt von keinem anderen Wege und von keiner anderen Lebensführung, als von denen, die mir Gott in ſeiner Barmherzigkeit und Gnade gezeigt hat, denn Gott ſprach zu mir, daß er mich zu einem neuen Bündnis in dieſer Welt zu machen vorhabe.‘ Dabei wies Franziskus darauf hin, daß alle Gelehrſamkeit und Klugheit nicht nur gar nichts gemein habe mit den Abſichten dieſes Bündniſſes, ſondern vielmehr geeignet ſei, dieſes Bündnis aufzulöſen, und daß die Strafe hierfür nicht ausbleiben könne. Aber viele Brüder, an ihrer Spitze Elia von Cortona, hielten ſich für weit klüger als Franziskus, der in ihren Augen jeder Weltgewandtheit ermangelte und Unmögliches zu fordern ſchien. Da mußte dem Heiligen der ganze Gegenſatz zwiſchen Chriſtus, dem er folgte, und der Welt, die Chriſtentum und Machtgelüſte zu verquicken ſucht, aufs klarſte ins Bewußtſein treten. Aſſiſi war ſtolz auf ſeinen Heiligen, in deſſen Namen jetzt Tauſende von

Menschen zu den hier abgehaltenen Versammlungen strömten. Die Bürger der Stadt wollten den Gästen einen festlichen Empfang bereiten, und zum Kapitel vom Jahre 1217 errichteten sie eine Festhütte für die Brüder. Als Franziskus diese ganze Vorrichtung sah, stieg er mit einigen Brüdern auf das Dach der Hütte und begann eifrig die Bretter abzutragen. Aber die herbeieilende Bürgerwehr verhinderte ihn daran mit der Bemerkung, die Hütte gehöre der Gemeinde von Assisi. ‚Wenn das Haus euer ist, so will ich es stehen lassen,' versetzte Franziskus. Es war wie ein Gleichnis für den tiefen Widerspruch zwischen dem Heiligen und der menschlichen Wirklichkeit.

Franziskus blieb bald nichts anderes übrig, als auf die Leitung des Ordens ganz zu verzichten und als einfacher Bruder zu leben. Nie hätte er die Führung des Ordens aufgegeben, gestand er selbst, wenn er sich nicht völlig machtlos gegen die Herrschsucht gesehen hätte, die seine Ordensbrüder befallen hatte. Stand doch Elia von Cortona nicht an, die Regel in ihrer zweiten Fassung, die ihm von Franziskus übergeben worden war, zu unterschlagen und öffentlich zu erklären, sie sei verloren gegangen, und auch aus der allerletzten Fassung der Ordensregel wurden durch die tonangebenden Brüder ganze Sätze gestrichen,

und das, nachdem Franziskus zu wiederholten Malen allen Nachdruck darauf gelegt hatte, daß die Regel nicht von ihm, sondern von Christus selbst sei, und daß Christus sie buchstäblich erfüllt wissen wolle, ‚ohne Glossen, dreimal ohne Glossen'. Was Franziskus um sich sah, mußte ihn tief erregen und betrüben. Und oft mußte er gegen die seelischen Qualen, die ihm dadurch bereitet wurden, mit aller Macht ankämpfen. ‚Wer wagt es, meine Regel und meine Brüder mir zu entreißen? Wenn ich das nächste Kapitel erlebe, so werde ich ihnen noch zeigen, daß ich meinen Willen durchsetze!' rief er laut, sich auf seinem Krankenlager erhebend. Seiner großen Willenskraft war er sich bewußt, aber zugleich tief abgeneigt gegen jede Gewaltsamkeit, weil er sie, in welcher Gestalt sie auch auftreten möge, für unvereinbar mit dem Geiste des Christentums hielt. Und so konnte er die Oberen seines Ordens nur in liebevollen Worten ermahnen, ja keine Gewalt gegen die Mitbrüder anzuwenden, stets die größte Barmherzigkeit zu üben, und selbst die Fehlenden nicht zu strafen, sondern sie nur zu belehren und dann mit den Worten zu entlassen: Gehe hin und sündige nicht mehr. Bei seiner großen Willenskraft gehörte eine ebenso große Selbstüberwindung dazu, seine Entrüstung über die Verunstaltung seiner

Abſichten zurückzudrängen und ſeinen Willen nicht durchzuſetzen. Sagte er doch ſelbſt: ‚Es gibt in der ganzen Welt keinen Oberen, der ſich bei ſeinen Untergebenen ſo gefürchtet machen könnte wie ich mit Hilfe Gottes, wenn ich es wollte. Aber Gott hat mir die Gnade zuteil werden laſſen, daß ich mich ruhig gegen alles verhalten kann, als wenn ich ein einfacher Novize meines Ordens wäre.‘ Da er durch Worte der Ermahnung und durch ſein Beiſpiel das Machtgelüſte der leitenden Ordensbrüder nicht niederſchlagen konnte, ſo verabſcheute er es, ſie mit den Mitteln zu bekämpfen, zu denen die Welt ihre Zuflucht nimmt: *nolo carnifex fieri ad puniendum et flagellandum sicut potestates hujus saeculi.*

Wenn er über die Zukunft ſeines Ordens nachdachte und über die Mißdeutung und Verunſtaltung ſeiner Beſtrebungen trauerte, ſo ſagte ihm eine innere Stimme, daß Gott ſein Unternehmen nicht untergehen laſſen werde, denn immer wieder würden ſich Brüder finden, die ſeinen urſprünglichen Abſichten treu blieben, und wenn auch dieſer treuen Nachfolger nur drei wären. Er ſah die inneren Zwiſtigkeiten ſeines Ordens voraus, da ſie ja in der menſchlichen Natur, die das Hohe nicht rein erhalten kann, tief begründet liegen. Auf ſeinem Sterbelager von ſeinen Gefährten Abſchied

nehmend und ſie erlöſchenden Auges ſegnend, hatte er die einzige Bitte an ſie: ſie möchten in Gottesfurcht und geeinigt in Chriſtus verharren, bei der ungeheuren Verſuchung, die ihnen bevorſtehe, bei den Drangſalen, Wirrniſſen und Spaltungen, die ihrer warteten. Es iſt, als wenn er genau vorausgeſehen hätte, daß kurz nach ſeinem Tode die Gefährten, die ihm am nächſten geſtanden hatten, Bernardo da Quintavalle, Egidius, Leone, Angelo, die von ſeiner urſprünglichen Lehre nicht abweichen wollten, von den Anhängern des Fra Elia und den andern Machthabern im Orden jede Verfolgung und alle Unbill erdulden würden. Nur die erſte Schar ſeiner Anhänger blieben der Ermahnung treu, die er einmal an die heilige Klara gerichtet hatte: ‚Hütet euch, auf die Lehre und den Rat von irgend jemand horchend, die heiligſte Armut zu verletzen.‘ Er hielt es für geboten, ſeinen letzten Willen darüber aufzuſetzen: ‚Mein ausdrückliches Gebot kraft des heiligen Gehorſams geht an alle meine Brüder, daß ſie ſich ja nicht unterfangen möchten, irgend welches Vorrecht für ſich bei der Kurie in Rom auszuwirken, weder ſelbſt noch durch die Vermittlung anderer.‘

Zu dem befreundeten Arzte, der ihm auf ſeine Bitte, ſich offen über ſeine Krankheit zu äußern, erklärt hatte, er müſſe ſich auf ſein nahes Ende gefaßt machen, ſagte er: ‚Er ſoll mir willkommen ſein, der Bruder Tod!‘ Aus dem Gebiete von Siena durch den Bruder Elia nach Aſſiſi gebracht, lag er hier kurze Zeit im biſchöflichen Palaſte. Beim Herannahen des Todes ſprach er den Wunſch aus, ſeinen Geiſt in der Portiuncula auszuhauchen, an der Stelle, wo ihm ſeine Berufung zuerſt in vollem Maße zum Bewußtſein gekommen war. Auf dem Wege dorthin, auf einer Bahre von ſeinen Gefährten getragen, wollte er noch den letzten Blick auf Aſſiſi werfen, ſoweit ſein erlöſchendes Auge es ihm erlaubte. In etwas aufgerichteter Stellung ſegnete er nun die Stadt, daß Gottes Wort dort geehrt und befolgt werde. Einige Tage darauf wünſchte er, ſeine Lieblingsjünger Fra Leone und Fra Angelo zu ſehen. Auf ſein Verlangen ſangen ſie ihm ſein Sonnenlied vor, zu welchem er kurz vorher die Strophe vom Tode hinzugefügt hatte: ‚Geprieſen ſeiſt du, Herr, um unſeres leiblichen Bruders, des Todes willen, dem kein Lebender entrinnen kann. Wehe denen, die ungeläuterten Sinnes in ihren Sünden ſterben! Selig, die deinen allerheiligſten Willen erfahren, ſie werden keinen andernTod mehr erdulden.‘ Zu denen, die ihn

umgaben, ſagte Franziskus in den letzten Augenblicken: ‚Was bei mir ſtand, habe ich getan; was ihr zu tun habt, das lehre euch Chriſtus.‘

Eine übernatürliche Ruhe und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Toten: es war der Anblick lauterſter Heiligkeit – *videbatur tanquam sanctus qui ridet,* wie ein Augenzeuge berichtet.

Das Sonnenlied

Höchſter, allmächtiger, gütiger Herr,
Dir ſei Ehre, Lob und Preis
Und auch jeder Segen.
Nur in Dir, Allerhöchſter, iſt ihr Quell,
In Dir, den zu nennen kein Sterblicher würdig iſt.
Geprieſen ſeiſt Du, Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der Du unſre Schweſter Sonne erſchaffen haſt,
Die das Tageslicht heraufführt und uns ihre Klarheit ſpendet.
Im Glanze ſtrahlend, iſt ſie bloß Dein Abbild, Höchſter.
Geprieſen ſeiſt Du, Herr, daß Du den Bruder Mond,
In Klarheit und Schöne leuchtende Sterne erſchaffen.
Geprieſen ſeiſt Du, Herr, auch für den Bruder Wind,
Für die Luft und die Wolken und die Helle,
Und alles, wodurch die Geſchöpfe atmen und weben.
Geprieſen ſeiſt Du, Herr, für unſre Schweſter Quelle,
Da ſie nicht allein erquickend, auch köſtlich,
Keuſch und voller Demut iſt.

Altissimo, onnipotente, bon' Signore;
Tue son' le laude, la gloria, lo honore,
E ogni benedittione.
A te solo se confanno,
E nullo homo è degno de nominarte.
Laudato sia Dio mio Signore con tutte le creature,
Specialmente messer' lo Frate Sole;
Il quale giorna, e illumina nui per lui,
E ello è bello, e radiante con grande splendore: de te Signore
[porta significatione.
Laudato sia mio Signore, per suor Luna, e per le Stelle:
Il quale in Cielo le hai formate chiare, e belle.
Laudato sia mio Signore, per frate vento,
E per l'aire, e nuvolo, e sereno,
E ogni tempo, per le quale dai à tutte creature sustentamento.
Laudato sia mio Signore per sore Acqua,
La quale è molto utile, e humile,
E pretiosa, e casta.

Gepriesen seist Du, Herr, für unsre Schwester Flamme,
Die uns im Dunkel der Nächte leuchtet,
Ein Ausfluß Deiner Macht und Herrlichkeit.
Gepriesen seist Du, Herr, für unsre Mutter Erde,
Die Erhalterin und Ernährerin,
Die uns Früchte, Kräuter und die Buntheit ihrer Blumen spendet.
Gepriesen seist Du, Herr, für die Kraft der Liebe,
Die Du jenen leihst, die ihren Feinden verzeihen
Und Drangsal und Betrübnis auf sich nehmen.
Selig, die bis zu ihrem Ende in Frieden verharren,
Von Dir, Allerhöchster, werden sie die Kron' empfangen.
Gepriesen seist Du, Herr, um unseres leiblichen Bruders, des Todes willen,
Dem kein Lebender entrinnen kann.
Wehe denen, die ungeläuterten Sinnes in ihren Sünden sterben!
Selig, die Deinen allerheiligsten Willen erfahren,
Sie werden keinen andern Tod mehr erdulden.

Laudato sia mio Signore, per frate fuocho,
Per lo quale tu allumini la notte,
E ello è bello, e jocondo, e robustissimo, e forte.
Laudato sia mio Signore, per nostra madre terra,
La quale ne sostenta, e governa,
E produce diversi frutti, e coloriti fiori, e herbe.
Laudato sia mio Signore, per quelli,
Che perdonano per lo tuo amore,
E sosteneno infirmitade, e tribulatione.
Beati quelli, che sostegneranno in pace,
Che de te Altissimo seranno incoronati.
Laudato sia mio Signore, per suor' nostra morte corporale:
Dalla quale nullo homo vivente può scampare.
Guai à quello, che more in peccato mortale.
Beati quelli, che se trovano nelle tue santissime voluntadi,
Che la morte seconda non li potrà far male.



Schriften von Robert Saitschick

1894. Meiſter der ſchweizeriſchen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. IV, 428 S. 8°. Geb. M 3.–.

1898. Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung. 150 S. 8°. Geh. M 1.80, geb. M 2.50.

1899. Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. (Vergriffen.)

1900. Genie und Charakter (Shakeſpeare, Leſſing, Schopenhauer, Richard Wagner). IV, 159 S. 8°. Geh. M 2.50, geb. M 3.50.

1903. Menſchen und Kunſt der italieniſchen Renaiſſance. 2 Bände. VIII, 569 und XI, 296 S. gr. 8°. Geh. M 12.50, Halbfranzbände M 17.–, Hauptwerk allein: geh. M 9.–, geb. M 11.50. Ergänzungsband: geh. M 6.–, geb. M 8.–.

1906. Deutſche Skeptiker: Lichtenberg-Nietzſche. Zur Pſychologie des neueren Individualismus. VI, 239 S. 8°. Geh. M 3.50, geb. M 4.50.

1906. Franzöſiſche Skeptiker: Voltaire-Merimée-Renan, Zur Pſychologie des neueren Individualismus. VI, 304 S. 8°. Geh. M 4.–, geb. M 5.–.

1907. Quid est veritas? Ein Buch über die Probleme des Daſeins. IV, 316 S. 8°. Geh. M 4.50, Halbpergament M 6

1911. Wirklichkeit und Vollendung. Gedanken zur Menſchenkenntnis. VIII, 534 S. 8°. gr.8°. Geh. M 7.50, Leinenband M 9.–, Lederband M 10.–.

1914. Der Menſch und ſein Ziel. Eine Lebensphiloſophie ohne Umwege. IV, 338 S. 8°. Geh. M 4.50, Leinenband M 6.–.

1916. Franziskus von Aſſiſi. IV, 88 S. 8°. 3. Auflage. Geh. M 2.–, Geb. M 3.50, Halbpergament M 6.–.

1917. Von der innern Not unſeres Zeitalters. IV, 119 S. 8°. Geh. M 2.–, Pappband M 3.50, Halbpergament M 5.–.

1918. Wotan und Brünnhilde (Die Geburt der Seele). II, 114 S. 8°. Geh. M 2.30, Pappband M 4.–, Halbpergament-Ausgabe auf Büttenpapier M 12.–.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

